

Exeg.

471

sk

Ecq.

471 sk

Kenke

<36613860880013

<36613860880013

Bayer. Staatsbibliothek



Die Bergrede Jesu.

Für Schüler höherer Lehranstalten

erklärt von

Professor Dr. Oskar Henke,

Direktor des Gymnasiums in Bremen.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1895.



Seinen lieben Primanern

von

Stendal, Perleberg, Höxter und Barmen,

1871—1893,

in Liebe und Treue zugeeignet.

Seinen lieben Freunden

in der

Städt. Bibliothek zu Münster

am 1. April 1882

in der

V o r w o r t.

Die vorliegende Arbeit erhebt nicht den Anspruch, eine erschöpfende oder auch nur annähernd vollständige Materialiensammlung für die Erklärung der Bergrede Jesu zu sein; noch weniger will sie neue und unerhörte Forschungen bringen oder neue Wege für die Erklärung aufweisen. Ihr Wert — oder Unwert — liegt lediglich auf pädagogischem Gebiet. Zwei Jahrzehnte hat der Verfasser den Religionsunterricht auf allen Stufen höherer Lehranstalten, siebzehn Jahre lang in der Prima erteilt. Die Krone dieses Unterrichts bildete stets das in der Oberprima zur Behandlung kommende „Leben Jesu“. Dabei wurde denn auch die Bergrede, die bereits in Obertertia auswendig gelernt und erklärt war, im Urtext aus Tischendorfs Ausgabe (editio academica) aufs neue gelesen und erklärt. Aus diesen Besprechungen ist das vorliegende Büchlein hervorgegangen. Wer Erfahrung als Lehrer besitzt, wird bei der Lektüre merken, daß meine lieben Schüler, die diesem Unterricht stets eine begeisterte Teilnahme entgegen brachten, an dem Buche durch allerlei Fragen, Anregungen, ausgesprochene Bedenken mitgearbeitet haben. Daraus erklärt sich, daß gar manches besprochen und anderes wieder übergangen ist, das eine bloß bei der Studierlampe am grünen Tisch ent-

standene Erklärung nicht besprochen oder nicht übergangen haben würde. Ich habe aber dem Schriftchen die Spuren von des Lebens goldenem Baum nicht nehmen wollen, zumal in dieser Zeit der Schablonenvergötterung eine eigenartige Behandlung wichtiger Unterrichtszweige mehr und mehr zur Unmöglichkeit wird. So gebe ich denn dies Büchlein heraus als ein Vermächtnis aus besseren Zeiten und widme es denen, mit denen ich mich im Gedenken derselben bis zum letzten Atemzuge innig verbunden fühlen werde.

Bremen, am Tage vor Pfingsten 1895.

Der Verfasser.

I n h a l t.

	Seite
I. Teil. Übersetzung.	1
II. Teil. Einleitung	8
III. Teil. Erklärung	11
Allgemeiner Teil	11
1. Die Rechtbeschaffenheit, <i>δικαιοσύνη</i>	11
2. Das Gottesreich, <i>βασιλεία τοῦ θεοῦ, τῶν οὐρανῶν</i>	14
3. Die Offenbarung, <i>ἀποκάλυψις</i>	17
4. Die Mittel und die Weise der Offenbarung	20
a. Redeweise des A. T. und der apokalyptischen Litteratur . .	21
b. Die Gleichnisse	22
c. Die Spruchweisheit	21
5. Vorbemerkungen zur Einzelerklärung	23
Besonderer Teil	25
I. Die Rechtbeschaffenheit des Christen im allgemeinen.	
5, 3—16	25
1. Die Eigenschaften eines Bürgers des Reiches Gottes.	
5, 3—9	25
A. Vor Eintritt der Rechtbeschaffenheit. 5, 3—6	25
a. Die Hauptbedingung. 5, 3	25
b. Die Folgen der geistlichen Armut. 5, 4—6 . . .	26
B. Nach Eintritt der Rechtbeschaffenheit. 5, 7—9	27
a. Das äußere Kennzeichen des Rechtbeschaffenen. 5, 7	27
b. Der Zustand des Heiligungsstrebens. 5, 8—9 . .	27
2. Das Schicksal des Reichsbürgers in der Welt.	
5, 10—16	27
A. Die Verfolgung seitens der Welt. 5, 10—12 .	27
B. Die Gefahr des Verzichtes auf den Beruf als	
Friedestifter. 5, 13—16	29
II. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem Verhältnis	
zum Gesetz. 5, 17—48	32

	Seite
1. Das Verhältniß Jesu zum Gesetz. 5, 17—18	32
2. Das Verhältniß des Christen zum Gesetz. 5, 19—20	33
3. Beispiele christlicher Gesetzeserfüllung. 5, 21—48	35
A. Das Verbot des Mordes. 5, 21—26	35
B. Ehebruch und Scheidung. 5, 27—31	36
a. Ehebruch. 5, 27—30	36
b. Scheidung. 5, 31—32	36
C. Der Eid. 5, 33—37	38
D. Das Recht der Wiedervergeltung. 5, 38—42	41
E. Das Verhältniß zum Feinde. 5, 43—48	45
III. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in ihrer Erscheinung	
vor anderen. 6, 1—18	47
1. Die Äußerungen des <i>δικαιοσύνη</i> im allgemeinen. 6, 1	47
2. Das Almosengeben. 6, 2—4	48
3. Das Gebet. 6, 5—15	49
A. Die Kennzeichen der unchristlichen Gebete.	
6, 5—8	49
B. Das Mustergebet. 6, 9—13	51
C. Die Sicherheit der Sündenvergebung. 6, 14—15	57
4. Das Fasten. 6, 16—18	58
IV. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem Verhältniß	
zu den irdischen Gütern. 6, 19—34	59
1. Das Verbot des <i>θησαυρίζειν</i> im Gegensatz zum <i>ἐργάζεσθαι</i> . 6, 19—24	59
2. Das Verbot des <i>μεριμνᾶν</i> im Gegensatz zum <i>προνοεῖν</i> . 6, 25—34	62
V. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem religiösen	
Verhältniß zum Nächsten. 7, 1—12	64
1. Von der Beurteilung des Nächsten. 7, 1—5	64
2. Der Verzicht auf die Beeinflussung des Nächsten. 7, 6	65
3. Das Bittgebet und seine Erfüllung. 7, 7—11	67
4. Die Richtschnur für unser Handeln gegen den Nächsten. 7, 12	69
VI. Der von Jesus gelehrt Weg zur Rechtbeschaffenheit im	
Gegensatz zu dem von den Pharisäern gelehrt. 7, 13—27	71
1. Die Schwierigkeit des von Jesus gewiesenen Heilsweges. 7, 13—14	71
2. Die Warnung vor den falschen Propheten. 7, 15—23	72
3. Nur der von Jesus gewiesene Weg führt zum Heil. 7, 24—27	74

Die
Bergrede nach dem Matthäusevangelium.

I. Teil.
Übersetzung.

[Als er aber die Menge sah, ging er ins Gebirge, und er setzte 5, 1
sich und seine Jünger traten zu ihm. Und er that seinen Mund auf, 2
lehrte sie und sprach:]

„Selig sind die geistlich Armen, denn ihnen gehört das 3
Himmelreich.

Selig sind die Traurigen, denn sie werden Trost finden. 4

Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde zum 5
Erbteil erhalten.

Selig sind, die hungern und dürsten nach der Recht- 6
beschaffenheit, denn sie werden satt werden.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit 7
erlangen.

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott 8
schauen.

Selig sind die Friedestifter, denn sie werden Gotteskinder 9
heissen.

Selig sind, die um ihrer Rechtbeschaffenheit willen verfolgt 10
werden, denn ihnen gehört das Himmelreich. Selig seid ihr, falls sie 11
euch schmähen und verfolgen und lügnerischerweise allerlei Böses von
euch sagen um meinetwillen. Freuet euch und jubelt, denn euer Lohn 12

ist groß im Himmel. So haben sie ja auch die Propheten verfolgt, die vor euch gewesen sind.

13 Ihr seid das Salz für die Erde. Falls das Salz seine Kraft ver-
löre, wodurch könnte es wieder zum Salze werden? Es ist zu nichts
mehr nütze, als daß es fortgeworfen und von den Leuten zertreten
14 werde. Ihr seid das Licht für die Welt. Eine Stadt, die auf einem
15 Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man nicht
ein Licht an und setzt es unter das Scheffelmaß, sondern auf den
16 Leuchter, und so leuchtet es allen, die im Hause sind. So leuchte
euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und
euren Vater im Himmel preisen.

17 Meinet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die
Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern
18 zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis daß der Himmel und
die Erde vergeht, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom
Gesetze vergehen, bis alles erfüllt werde.

19 Wenn darum einer eins von diesen kleinsten Geboten auflöst
und die Menschen also lehrt, der wird im Himmelreich sehr klein
heißen. Wer es aber thut und lehrt, wird im Himmelreich groß
20 heißen. Denn ich sage euch, daß, wenn eure Rechtbeschaffen-
heit nicht weit besser ist, als die der Schriftgelehrten
und Pharisäer, ihr nicht in das Himmelreich kommen
werdet.

21 Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt ist: Du sollst nicht
töten; wer aber tötet, soll dem Untergericht verfallen
22 sein. — Ich aber sage euch, daß jeder, der seinem Bruder zürnt,
dem Untergericht verfallen soll; wer aber zu seinem Bruder sagt: ‚Du
Hohlkopf‘, der soll dem hohen Gericht verfallen sein. Und falls
einer sagt: ‚Du gottloser Narr‘, der soll der Feuerhölle anheim-
23 fallen. — Darum, wenn du deine Gabe zum Altar bringst und dir
24 daselbst beifällt, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß dort
vor dem Altar deine Gabe und mache dich erst auf und versöhne
dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe.
25 Komm deinem Gegner bald freundlich entgegen, solange du noch mit
ihm auf dem Wege bist, damit nicht etwa dein Gegner dich dem
Richter, der Richter dem Schergen übergebe und du ins Gefängnis
26 geworfen werdest. Wahrlich, ich sage dir: Von da kommst du

wohl nicht eher heraus, als bis du auch den letzten Pfennig bezahlt hast.

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst die Ehe nicht brechen. — Ich aber sage euch, daß jeder, der ein Weib ansieht um ihrer zu begehren, in seinem Herzen sie schon zum Ehebruch verleitet hat. Wenn aber dein rechtes Auge dir solchen Anstoß giebt, so reiß es aus und wirf es von dir; denn es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verloren gehe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Und wenn deine rechte Hand dir solchen Anstoß giebt, so hau sie ab und wirf sie von dir; denn es ist dir besser, daß eins deiner Glieder verloren gehe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Es ist aber gesagt: Wer sein Weib entläßt, der soll ihr einen Scheidebrief geben. — Ich aber sage euch, daß jeder, der sein Weib entläßt, es sei denn Ehebruch ihrerseits der Grund, der bewirkt, daß sie zum Ehebruch verführt wird, und wer eine solche Entlassene freit, der bricht mit ihr die Ehe.

Wieder habt ihr gehört, daß den Alten gesagt ist: Du sollst nicht falsch schwören und sollst dem Herrn deine Eide halten. — Ich aber sage euch, daß ihr überhaupt nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, weil er Gottes Thron ist, noch bei der Erde, weil sie seiner Füße Schemel ist, noch bei Jerusalem, weil es des großen Königs Stadt ist; noch auch sollst du bei deinem Haupt schwören, weil du auch nicht ein Haar weiß oder schwarz machen kannst. Eure Rede sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber hinausgeht, ist Sünde.

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr dem Übelthäter keinen Widerstand leisten sollt. Sondern schlägt dich einer auf die rechte Wange, so wende ihm auch die andere zu. Und wenn einer mit dir rechten will und dir dein Unterkleid nehmen, so laß ihm auch den Mantel; und wer dich zum Führerdienst für eine Meile zwingt, mit dem geh zwei. Gieb dem, der dich bittet und wende dich nicht von dem, der von dir leihen will.

Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. — Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr

Kinder werdet eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und
46 Ungerechte. Denn wenn ihr liebt, die euch lieben, welchen Lohn
47 habt ihr? Thun nicht die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr nur euren
Brüdern zärtlich zugethan seid, was thut ihr Besonderes? Thun nicht
48 die Heiden dasselbe? Ihr sollt also vollkommen sein, wie euer Vater
im Himmel vollkommen ist.

6, 1 Habt acht auf eure Rechtbeschaffenheit, daß ihr sie nicht
vor den Leuten in die Erscheinung treten laßt, um von ihnen an-
gesehen zu werden. Handelt ihr nicht danach, so habt ihr keinen
Lohn bei eurem Vater im Himmel.

2 Deshalb, wenn du Almosen giebst, so laß nicht vor dir her
trompeten, wie die Heuchler in den Versammlungshäusern und auf
den Straßen thun, damit sie von den Menschen verherrlicht werden.
3 Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. — Wenn du
aber Almosen giebst, so wisse deine linke Hand nicht, was deine
4 rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen bleibe und dein
Vater, der im Verborgenen sehen kann, wird dirs vergelten.

5 Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler.
Denn sie lieben es, in den Versammlungshäusern und an den Straßen-
kreuzungen zu stehen und zu beten, um von den Leuten gesehen zu
werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin. —
6 Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die
Thür und bete zu deinem Vater im Verborgenen und dein Vater, der
7 im Verborgenen sehen kann, wird dirs vergelten. — Betet ihr aber,
so macht kein Geschwätz wie die Heiden, denn sie meinen
8 durch die große Zahl ihrer Worte Erhörung zu finden. Stellt euch
also ihnen nicht gleich, denn euer Vater weiß, wessen ihr bedürft,
9 ehe ihr ihn bittet. — So also sollt ihr beten: „Unser Vater im
10 Himmel, dein Name werde geheiligt; dein Reich komme; dein Wille
11 geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; das Brot, das uns
12 notwendig ist, gieb uns heute; und vergieb uns unsere Schulden, wie
13 denn auch wir unseren Schuldigern vergeben; und bringe uns nicht
14 in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“ Denn wenn
ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, wird euch euer himmlischer
15 Vater auch vergeben; wenn aber ihr den Menschen nicht vergebet,
wird auch euer Vater eure Fehler nicht vergeben.

Wenn ihr aber fastet, so werdet nicht mürrisches Aussehens 16
wie die Heuchler; denn sie entstellen ihr Angesicht, damit die Leute
sehen, daß sie fasten. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn
dahin. — Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche 17
dein Angesicht, damit nicht die Menschen dein Fasten wahrnehmen, 18
sondern dein Vater im Verborgenen und dein Vater, der im Ver-
borgenen sieht, wird dirs vergelten.

Schaffet euch nicht Schätze auf der Erde, wo Motte und Rost 19
sie vernichten und wo Diebe einbrechen und stehlen; schaffet euch 20
aber Schätze im Himmel, wo weder Motte noch Rost sie vernichten,
noch auch Diebe einbrechen und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, 21
wird auch euer Herz sein. — Das Auge ist des Leibes Lampe. Wenn 22
dein Auge gesund ist, so wird dein ganzer Leib licht sein; wenn aber 23
dein Auge krank ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn
nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß muß dann die Finster-
nis sein. — Niemand kann zweier Herren Diener sein. Denn ent- 24
weder wird er den einen hassen und den andern lieben oder dem
einen anhangen und den andern mißsachten. Ihr könnt nicht Gotte
dienen und zugleich dem Mammon.

Deshalb sage ich euch: Macht euch keine Sorge um euer 25
Leben, was ihr essen, noch um euren Leib, was ihr anziehen sollt.
Steht nicht das Leben höher als die Nahrung und der Leib höher als
die Kleidung? Schauet auf die Vögel des Himmels, die nicht säen, 26
noch ernten, auch nicht in die Scheunen sammeln, und euer Vater,
der himmlische, nährt sie doch. Steht ihr denn nicht viel höher als
sie? Und wer von euch kann dadurch, daß er sich Sorge darum 27
macht, seiner Lebenslänge ein Stück zusetzen? Und warum macht 28
ihr euch Sorge um die Kleidung? Lernet es doch, wie die Lilien
des Feldes wachsen. Und sie arbeiten nicht, spinnen auch nicht.
Ich aber sage euch, daß nicht einmal Salomo in all seiner Herrlich- 29
keit gekleidet gewesen ist wie eine unter ihnen. Wenn aber Gott das 30
Gras des Feldes, das heute ist und morgen in den Backofen geworfen
wird, so bekleidet, sollte er das nicht noch viel mehr euch thun, ihr
Kleingläubigen? — Darum sollt ihr euch keine Sorge machen und 31
sprechen: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken oder womit
sollen wir uns kleiden! Denn alle Dinge dieser Art vermissen nur 32
Heiden, denn euer Vater im Himmel weiß, daß ihr aller dieser Dinge

33 bedürftet. Suchet aber zuerst das Reich und seine Rechtbeschaffenheit,
34 und alle jene Dinge werden euch obendrein gegeben werden. Machtet
euch also keine Sorge um den morgenden Tag; denn der morgende
Tag wird seine eigene Sorge haben. Jeder Tag hat genug an
seinem Übel.

7, 1 Sprechet kein Urteil aus, damit keines über euch aus-
2 gesprochen werde. Denn das Urteil, durch das ihr urteilt, wird über
euch ergehen und mit dem Maße, mit dem ihr messet, wird man
3 euch messen. Warum schauest du aber auf den Splitter in deines
Bruders Auge, bemerkst aber nicht den Balken in deinem Auge?
4 Oder wie kannst du sagen zu deinem Bruder: ‚Halt, laß mich den
Splitter aus deinem Auge ziehen‘, und siehe, der Balken sitzt in deinem
5 Auge. Du Heuchler, ziehe zuerst aus deinem Auge den Balken und
dann darfst du dich darnach umthun, den Splitter aus deines Bruders
Auge zu ziehen.

6 Gebt das Heilige nicht den Hunden und werft eure Perlen
nicht vor die Schweine, sie möchten sie sonst einmal mit ihren Füßen
zertreten, sich wenden und euch zerreißen.

7 Bittet und euch wird gegeben werden; suchet und ihr werdet
8 finden; klopft an und man wird euch öffnen. Denn jeder, der bittet,
empfängt, und wer sucht, der findet, und dem, der anklopft, wird
9 aufgethan. Oder sollte etwa einer unter euch, der doch nur ein
Mensch ist, seinem Sohne, der ihn um Brot bittet, einen Stein geben?
10 Oder sollte er, auch wenn er um einen Fisch ihn bittet, ihm eine
11 Schlange geben? Wenn nun schon ihr, obwohl ihr Sünder seid, euren
Kindern heilsame Gaben zu geben wisset, um wie viel mehr wird
euer Vater im Himmel denen, die ihn bitten, heilsame Gaben geben!

12 Alles nun, wovon ihr irgend wollt, daß es euch die
Menschen thun, das thut auch ihr ihnen; denn das ist das
Gesetz und die Propheten.

13 Gehet ein durch das enge Thor. Denn breit ist das Thor
und weit der Weg, der in das Verderben führt und viele sind es, die
14 auf ihm einhergehen; denn eng ist das Thor und schmal der Weg,
der ins Leben führt und wenige sind es, die ihn finden.

15 Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafs-
16 kleidern zu euch kommen, innen aber reißende Wölfe sind. An ihren
Früchten sollt ihr sie erkennen. Liest man etwa von Dornen Trauben

oder von Disteln Feigen? So trägt denn jeder gute Baum gute Früchte, 17
 der faule Baum aber böse Früchte. Unmöglich kann ein guter Baum 18
 böse Früchte, auch kein fauler Baum gute Früchte tragen. Jeder 19
 Baum aber, wenn er nicht gute Frucht trägt, wird abgehauen und ins
 Feuer geworfen. An ihren Früchten also sollt ihr sie erkennen. — 20
 Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird ins Himmelreich ein- 21
 gehen, sondern der den Willen meines Vaters im Himmel thut.
 Viele werden zu mir sagen an jenem Tage: „Herr, Herr, haben wir 22
 nicht vermöge deines Namens Gottes Wort verkündet, vermöge deines
 Namens Dämonen ausgetrieben und vermöge deines Namens viele
 Wunder gethan?“ Und dann werde ich ihnen offen kundgeben: Ich 23
 habe euch niemals gekannt, weicht von mir, die ihr die Sünde zu
 eurem Geschäfte gemacht habt.

Jeder nun, der diese meine Worte hört und sie thut, 24
 wird einem klugen Manne vergleichbar sein, der sein Haus auf den
 Felsen gebaut hat. Und es fiel der Regenguß, es kamen die Fluten, 25
 es wehten die Winde und stürmten auf jenes Haus ein und es fiel
 nicht, denn es war auf den Fels gegründet. Und jeder, der diese 26
 meine Worte hört und sie nicht thut, wird einem thörichten Manne
 vergleichbar sein, der sein Haus auf den Sand gebaut hat. Und es 27
 fiel der Regenguß, es kamen die Fluten, es wehten die Winde und
 wüteten gegen jenes Haus und es fiel und sein Sturz war gewaltig.“

[Und es geschah, als Jesus diese Worte vollendet hatte, da er- 28
 schrakten die Volksmassen ob seiner Lehre. Denn er lehrte sie wie 29
 einer, der dazu göttliche Vollmacht hat und nicht wie ihre Schrift-
 gelehrten.]

II. Teil.

Einleitung.

Jesus, der Christ, ist im Jahre 5—4 vor Beginn unserer Zeitrechnung, als der bekannte Quintilius Varus Statthalter in Syrien war, und etwa zwei Jahre vor dem Tode Herodes d. Gr. geboren und in der galiläischen Stadt Nazaret auferzogen. Er hatte vier Brüder: Jakobus, Joses, Simon, Judas und mehrere Schwestern. Er war gleich Joseph ein Zimmermann. Joseph scheint früh gestorben zu sein, die Familie war arm (Luk. 2, 24; vgl. zu Matth. 5, 15), und so ging die Pflicht, Mutter und Geschwister zu ernähren, Brüder und Schwestern zu erziehen, auf Jesus über. Ums Jahr 28 nach Beginn unserer Zeitrechnung, als die von Johannes, dem Täufer, erzielte religiöse Bewegung auf ihrem Höhepunkte stand, waren die Brüder selbständig, die Schwestern in Nazaret verheiratet, Maria, wie es scheint, nach Kana verzogen (Mark. 6. 2. 3. Joh. 2, 1 ff.). Die johanneische Taufbewegung zog auch den etwa 30jährigen Zimmermann von Nazaret, der schon als Knabe sich bewußt gewesen war, daß er in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott stehe (Luk. 2, 41 ff.) in ihre Kreise. Er begab sich zu dem ihm verwandten Johannes, der ihn zwar als „echten Israeliten“, der nicht der Taufe zur Sinnesänderung, *μετάνοια*, bedürfe, kannte (Matth. 3, 14), aber von seinem messianischen Beruf nichts wußte (Joh. 1, 31). Beiden Männern aber wurde bei Gelegenheit der Taufe Jesu zur Gewißheit, daß in dem Zimmermann aus Nazaret der Messias erschienen sei. Als Jesus sich in ernster Selbstprüfung in der Einsamkeit über den Weg klar geworden war, den er nach Gottes Willen einzuschlagen hatte,

um das Reich Gottes unter den Menschen zu gründen (Matth. 4, 1—11) und sich die ersten Jünger, zum Teil aus dem Kreise der Anhänger des Täufers und auf dessen Weisung zu ihm gefunden hatten (Joh. 1, 29—52), eröffnete er seine messianische Thätigkeit damit, daß er vor allem Volke sich als den erwarteten, von Gott mit außerordentlicher Vollmacht ausgestatteten Propheten darstellte, dessen Aufgabe es sei, Gottes Willen in seinem ganzen Umfange und wahren Sinne zur Geltung zu bringen (Joh. 2, 13—22). Nachdem er dann die vorbereitende Thätigkeit des Täufers selbst bis zu dessen Verhaftung hatte fortsetzen helfen (Joh. 3, 22 ff.), begab er sich, als Johannes von Antipas in Machärus eingekerkert war (Mark. 6, 17 ff.), nach Galiläa und nahm nun seine Thätigkeit als Messias unter den Volksmassen in großem Maßstabe auf. Meist wirkte er in der Genezaretebene, dem Dreieck, das zwischen dem Seeufer und den westlich vom See zurücktretenden Bergketten liegt, einer fruchtbaren, von wohlhabenden Dörfern und Städtchen erfüllten Gartenflur.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er dabei bald mit der populärsten der damaligen Parteien, der Pharisäerpartei, in Kampf geriet. Dieselbe wollte zwar nicht, gleich der bei Gelegenheit der Annexion Judäas im Jahre 6 n. Chr. entstandenen Zelotenpartei, den Kampf mit Rom um jeden Preis, wohl aber bei irgend günstig erscheinenden Verhältnissen. Dem Freiheitskampf sollte alsdann die Wiederaufrichtung des Reiches Davids folgen, das den „leiblichen Söhnen Abrahams“, die als solche Gotteskinder und hoch erhaben und zur Herrschaft über alle Heiden berufen seien, zufallen müsse. Dieser Verkehrtheit war schon der Täufer mit aller Entschiedenheit entgegengetreten (Matth. 3, 7 ff.). Als Jesus zunächst wegen des Zeremonialgesetzes, das die Pharisäer als Selbstzweck betrachteten, er mit den alttestamentlichen Propheten nur als Mittel zum Zweck gelten ließ, mit der volksbeliebten Partei in Kampf geraten war und sie vor allem Volk zu schmähhlichem Schweigen gebracht hatte (Mark. 3, 1—6), da ergab sich für ihn die Notwendigkeit, ausführlich vor dem Volk seinen Gegensatz zu den Pharisäern zu entwickeln, und das geschah in der bei Matth. 5—7 uns am getreuesten überlieferten Rede. Er hielt sie nicht am Seeufer oder

in der Ebene, sondern zog sich mit dem engeren und weiteren Kreise seiner Anhänger in die Einsamkeit des die Genezaretebene umkränzenden Berglandes ($\tauὸ ὄρος$) zurück. Daher heißt die Rede die Bergrede.

Eine kürzere Fassung derselben findet sich bei Luk. 6, 17—49. Nach dem Zweck des Lukasevangeliums, das für Heidenchristen bestimmt ist, hat der Verfasser alles, was ihm in der Rede lediglich für den Israeliten Interesse zu haben schien, ausgeschieden.

III. Teil.

Erklärung.

Allgemeiner Teil.

Die Bergrede handelt:

Von der Rechtbeschaffenheit eines Bürgers des
Gottesreiches.

1. Die **Rechtbeschaffenheit**, *δικαιοσύνη*. Das Wort *δίκαιος* wird in der Regel mit „gerecht“ übersetzt und bezeichnet in diesem Sinne die Eigenschaft, nach der man jedem das Seine zukommen läßt (*justitia distributiva*). So wird z. B. Gott für gerecht erklärt, weil er das Gute belohnt, das Böse bestraft. Aber viele griechische Adjektive haben neben der aktivischen Bedeutung auch eine passivische. So bedeutet bei Homer *ἀκλαντος* sowohl den, der einen andern nicht beweint (Od. 4, 494) wie auch einen, der nicht beweint wird (11, 54). Wo nun im Neuen Testament von der *δικαιοσύνη* des Menschen vor Gott oder vor seinen Mitmenschen die Rede ist, muß *δίκαιος* passivisch erklärt werden: rechtbeschaffen sollen wir sein, Rechtbeschaffenheit ist das Ziel der Erlösung, mit ihr beginnt das spezifisch christliche Leben im Gegensatz zum religiösen Verhalten Gott gegenüber in allen anderen Religionen.

Richtig beschaffen in Gottes Augen ist aber nur, wer ohne Sünde ist. Dies Bewußtsein ist in allen Religionen lebendig, und alle ihre Veranstaltungen bis zu der grauenvollen Verirrung der Menschenopfer hin zielen darauf ab, des Schuldbewußtseins, das man Gott gegenüber hat, ledig zu werden. Die vollkommenste

der vorchristlichen Religionen, die israelitische, suchte in ihrer höchsten Entwicklung dies Schuldbewußtsein auf sittlichem Wege, nämlich durch Erfüllung des Willens Gottes, der im Gesetze offenbart ist, zu tilgen. Aber sie blieb sich bewußt, daß eine volle Erfüllung nicht möglich sei. Das beweisen nicht nur Klagen wie Ps. 19, 13: „Verirrungen — wer wird sich aller bewußt? Von den verborgenen sprich mich los“, sondern vor allem die Prophetie, der alle Gesetzeserfüllung nicht genügt und die unaufhörlich auf die Zukunft verweist, da „Gott einen neuen Bund mit den Menschen machen wird“, der vom alten sich wesentlich unterscheidet. Da wird Gottes Wille den Menschen nicht mehr etwas Fremdes, sondern sein Gesetz wird ihnen „ins Herz“ geschrieben sein. Da wird der Kleinste wie der Größte Gottes wahres Wesen erkennen, das darin besteht, „daß er den Menschen ihre Verschuldung vergiebt und ihrer Sünde nicht mehr gedenkt“. Vgl. Jer. 31, 31—34. In diesen Worten liegt schon der Schlüssel für das eigentümliche Wesen des Christentums: Wir können die Sünde in Wirklichkeit nicht los werden. Höchstens bringen wir es dahin, daß wir nicht mehr absichtlich, mit vollem Bewußtsein sündigen, aber Irrtums- und Schwachheitssünden bleiben uns bis zum Grabe. Darum giebt es nur einen Weg, in Gottes Augen *δίκαιοι* zu sein, den: daß er uns die Sünden vergiebt. In allen anderen Religionen beginnt das religiöse Leben mit dem Trachten nach der *δικαιοσύνη* in Gottes Augen. Der Christ ist derselben von vornherein gewiß, sein religiöses Leben fängt mit dem Bewußtsein, vor Gott ein *δίκαιος* zu sein, an.

Um aber sicher zu sein, daß man vor Gott ein *δίκαιος* sei, giebt es für Menschen auch wieder nur einen Weg: daß man das Vertrauen, *πίστις*, zu Gott habe, er sei unser Vater, der uns liebt und uns die Sünde vergiebt, daß man sich darauf verlasse, *πιστεύειν*. Luther hat leider die Worte *πίστις*, *πιστεύειν* mit dem vieldeutigen: Glaube, glauben übersetzt. Daher rührt auch in der evangelischen Kirche der ewig sich wiederholende Rückfall, daß man die Heilsgewißheit von einem Fürwahrhalten gewisser geschichtlicher Thatfachen oder gar theosophischer Grübeleien, wie sie Kirchenversammlungen oder einzelne Theologen einst ausgeheckt haben, abhängig macht. Für den Begriff

des Fürwahrhaltens aber hat das Neue Testament das Wort *νομίζειν* (Matth. 5, 17. Luk. 2, 44; 3, 23. Apg. 8, 20 u. s. w.). Auch dies Wort wird mit „glauben“ übersetzt, und damit ist denn für alle Verketzerungen, Verfolgungen, Verleumdungen das Thor weit aufgethan. Auch alle jene tiefsinnig klingenden Redensarten vom Unterschiede von „Glauben“ und „Wissen, vom „Glauben“ als einem besonderen „Organ“ und etwas „Geheimnisvollem“, das es nur in der Religion gebe und das nur unter besonderen Bedingungen dem Menschen beschieden sei, sind eitel Hirngespinnste und Wortgeklingel. Gott handelt menschlich mit uns, sagt Luther treffend. Auch hier verlangt er von uns nichts weiter, als daß uns mit ihm das Band verbinde, ohne das sittliche Verhältnisse unter Personen überhaupt und überall unmöglich sind.

Du hast am Abend Vater und Mutter eine „gute Nacht“ gewünscht und legst dich ruhig auf dein Lager nieder, ohne deiner Schlafkammer Thür zu versperren. Ja, woher weißt du denn, daß deine Eltern dir nicht um Mitternacht den Dolch ins Herz stoßen, daß sie vielmehr, wenn dir Gefahr droht, ihr Leben für dich lassen werden? Kannst du ihnen ins Herz sehen? Freilich nicht, aber du bist sicher, daß sie das erste lassen und das zweite thun werden durch das Vertrauen, das du aus den tausend und aber tausend Beweisen von ihrer aufopfernden Liebe, die du erfahren hast, schöpfst. — Warum sperrt denn der Christ nicht gleich dem Türken sein Weib in einen ehernen Turm mit sieben Riegeln, um ihrer Treue gewiß zu sein? Weil ihm das keine Gewißheit giebt, du kennst ja die Geschichte von der „inclusa Danae“ aus Horaz, Oden III, 16. Eine tausendfach höhere Gewißheit giebt ihm sein Vertrauen, das er aus den zahllosen Bethätigungen ihres christlichen Charakters geschöpft hat. Nimm, was du willst, das Verhältnis von Obrigkeit und Staatsbürger, Mann und Weib, Eltern und Kindern, Freund und Feind, überall ist die *πίστις* das einzig feste und einende Band, und wo sie verloren ist, bricht alles zusammen. Aus der Geschichte der Staaten brauchst du nur das Geschick der Bonapartes 1814 und 1871 mit dem Friedrich Wilhelms III. 1806—1813 zu vergleichen.

Wie Gott dies Vertrauen in die Herzen der Menschen gepflanzt (Lehre von Jesu Person und Werk), welche Veranstal-

tungen er getroffen, es uns zu erhalten und zu kräftigen (Lehre von der Kirche und den Gnadenmitteln), das auseinanderzusetzen, ist hier nicht der Ort. Das bisher Gesagte wird genügen, um die Bergrede verständlich zu machen.

2. Das **Gottesreich**, βασιλεία τοῦ Θεοῦ, τῶν οὐρανῶν. Gott ist ewig und unveränderlich, dagegen ist alles Geschaffene dem Gesetz der Entwicklung unterworfen. Diese Entwicklung, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, ist nicht eine Folge der Sünde. Sie hätte vielmehr auch ohne diese stattfinden müssen. Denn der anfängliche Zustand der Unschuld ist nicht der höchste, sondern nach Gottes Willen sollte eine freie Entscheidung des Menschen für oder wider das Gute erfolgen, damit seine Tugend ein Resultat bewußter, sittlicher Thätigkeit sei. Da die Menschheit diese Probe im Verlaufe der Entwicklung von bloßer Unschuld zum Zustand sittlicher Reife nicht bestand, so verfiel sie der Sünde.

Gott vernichtet die Sünde nicht mittelst seiner Allmacht¹, da er damit die Willensfreiheit des Menschen aufheben, ihn zum Tier erniedrigen würde. Da nun aber auch die Sünde dem Gesetz der Entwicklung, nach dem jede geübte Kraft wächst, unterworfen ist, so mußte freilich die Menschheit sich mehr und mehr von Gott entfernen. Eines Kindes Hand kann ein schweres, eisernes Schwungrad in Bewegung setzen und es dahin bringen, daß es endlich mit reißender Geschwindigkeit sich dreht. Aber wehe dem Kinde, wenn es das Rad plötzlich in seinem Umschwunge hemmen wollte. Es würde mit herumgerissen und zerschmettert werden. Jede von uns geübte Kraft kann stärker werden als unser Wille, und die Sünde hätte darum zu diabolischer Gottesfeindschaft, die alle Erlösungsfähigkeit vernichtet hätte, sich entwickeln müssen, wenn Gott nicht aus Liebe die Menschen von dieser Bahn ab und wieder auf den Weg zu ihm gebracht hätte. Sofern diese Liebe ohne unser Zuthun und ohne unser Verdienst wirksam ist, heißt sie Gnade.

Das Ziel der Liebesthätigkeit Gottes aber geht dahin, die

1) Daß er das nicht gethan, pflegen als Einwurf gegen den Glauben an einen allgütigen Gott die sozialdemokratischen Presferzeugnisse bis zum Ekel zu wiederholen.

ihm feindlichen Menschen mit ihm zu versöhnen (Röm. 5, 10. 2 Kor. 5, 19. 20). Die Erreichung dieses Zieles hat er in vorchristlicher Zeit auf zwei Wegen vorbereitet:

a. In den Kulturvölkern des Heidentums bereitete Gott die Menschheit für das Heil vor. Die Einzelwissenschaften, die Philosophie, die Kunst, die Politik, die soziale Ausgestaltung des antiken Menschheitslebens finden bei Griechen und Römern ihre außerhalb des Christentums denkbar höchste Vollendung, die unter Leitung der göttlichen Vorsehung zustande kam. Der *λόγος σπερματικός*.

b. Im Volke Israel bereitet Gott das Heil für die Menschheit vor und zwar durch die Begründung der Theokratie d. h. einer das ganze Leben umspannenden Gemeinschaft, in welcher der im Gesetz niedergelegte Wille Gottes maßgebend sein soll. Der Inhalt des Gesetzes, sofern es Äußerung des göttlichen Willens ist, ist ewig und unvergänglich, seine Form, sofern es Lebensordnung für eine bestimmte Nation unter bestimmten, vorübergehenden Lebensbedingungen ist, veränderlich und vergänglich. Die Theokratie des Gesetzes aber hat die Form der Tyrannis. Gott ist der Herr, *κύριος, δεσπότης*, die Menschen sind die Sklaven, *δοῦλοι*. Gottes Wille ergeht an die Menschen in Form des Befehls, dem der Wille des Sklaven nicht entgegen kommt, dessen Erfüllung daher durch Drohung und Strafe erzwungen wird (Deut. 28, 15—68). Diese Theokratie ist daher, da Gott die Liebe ist, nicht das vollendete Gottesreich. Sie umfaßt nicht alle Menschen, sondern nur eine Nation, und dieses halsstarrige Volk mit dem harten Herzen gehorcht nur dem Zwange, vermag Gottes Willen in seiner Fülle nicht zu fassen, fürchtet ihn, ist aber noch nicht zur Liebe entzündet, noch nicht von Herzen Gottes Eigentum. Gottes Gebote stehen auf den steinernen Tafeln, sind aber nicht eingeschrieben in ihre Herzen. Das Bewußtsein von diesem Zustande der Unvollkommenheit zu wecken und lebendig zu erhalten, ist die Aufgabe der Prophetie (Jes. 1. Jer. 31, 31 ff.).

Das vollendete Gottesreich konnte nach dem Gesetze der Entwicklung erst eintreten, als „die Zeit erfüllet war“. Die Fülle der Zeit aber war da, als die Kulturvölker des Altertums, Griechen, Römer, Israeliten, sich ausgelebt hatten. Es konnte

auch nicht bloß durch menschliche Thätigkeit kommen, sondern es bedurfte einer That Gottes unter den Menschen, da das Reich Gottes nicht nur eine geistige Umkehr des einzelnen Menschen, eine Summe neues Wissens von Gott und übermenschlichen Dingen und neuer Moralvorschriften u. dgl. m., sondern eine völlig neue, dem Willen Gottes entsprechende, allmählich erfolgende Umgestaltung aller Lebensverhältnisse bringen und zwar dadurch bringen sollte, daß die Menschen unter sich und zu Gott in ein ganz neues Verhältnis traten: unter sich in das Verhältnis von Brüdern und Schwestern, zu Gott in das Verhältnis der Kinder zum Vater.

Die Entwicklung des Reiches Gottes war demnach folgendermaßen geweissagt: Seine Entstehung sollte anknüpfen an die Geschichte der alttestamentlichen Theokratie durch das Wiederaufleben der Prophetie (Mal. 4, 5 f.; vgl. über Johannes den Täufer Matth. 11, 10). Dann sollte die höchste Gottesoffenbarung im Messias erfolgen, einem Menschen. Denn auf Menschen wirkt im höchsten Maße nicht Wort, nicht Schrift, nicht Traum, nicht Vision, sondern immer nur eine Person, ein Mensch. Alle andere Offenbarung Gottes war nur Vorbereitung für diese seine höchste und letzte Offenbarung. Ein Mensch, dessen Erkennen und Wollen ununterbrochen mit Gottes Wissen und Wollen übereinstimmte, sollte die Menschheit wieder Gott zuführen. Indem die Menschen erkannten, daß „Gott in Christus war“, um sie Gotte zuzuführen, indem sie darin die höchste Liebesoffenbarung Gottes wahrnahmen, trat für sie ein Beweggrund in Wirksamkeit, der ihr Herz gewinnen mußte. Daß Gott zu ihnen in einem Menschen vom Himmel herabstieg, das mußte sie von seiner Liebe und seinem Willen, sie sich zu Freunden zu machen, überzeugen, wie der arme Bettler dann glauben (*πιστεύειν*!) muß, daß sein König ihn liebt, wenn dieser in seine schmutzige Hütte tritt und ihm auf seinem ekelhaften Krankenlager die Liebesdienste des Pflegers erweist. So mußte Gottes Liebe der Menschen Feindschaft ertöten und ihre Liebe entzünden, mußte das Verhältnis von Herr und Sklave zu dem von Vater und Kindern umschaffen. Diese innere Umwandlung sollte dann aber auch

eine allmähliche Umgestaltung aller äusseren, der politischen, sozialen Verhältnisse im Volke Israel zur Folge haben. Die Propheten schildern diese Umgestaltung in glänzenden, poetischen Bildern (Jes. 11, 6 ff.). Wenn dann aber „Gottes Berg der höchste unter den Bergen und über alle Hügel erhaben ist“ (Jes. 2, 2), dann wird der Segen, der Israel zuteil wird, auch die Heiden heranziehen, das Gottesreich wird seine nationale Beschränkung verlieren und für alle Welt da sein.

So war es geweissagt, so sollte es kommen, aber nur unter einer Bedingung: daß das Volk Israel diesen Weg Gottes anerkannte und ihn zu gehen bereit war. Denn der Menschen Willensfreiheit sollte auch jetzt gewahrt bleiben. Israel aber verwarf diesen Weg, forderte ein anderes Himmelsbrot, als Gott ihm bot (Joh. 6), verwarf den Weg Gottes — erst die *μετάνοια*, die innere Umwandlung, dann der äusserliche Segen als Folge jener Umwandlung — und verlangte nur nach politischer Freiheit und sozialem Wohlstande, weil es als „Abrahams Kind“ keiner *μετάνοια* bedürfe. Darum mußte Gott einen andern Weg einschlagen, um zu seinem Ziele zu kommen. Jesus mußte (Joh. 15, 13) den höchsten Liebesbeweis geben, den ein Mensch seinen Brüdern geben kann, nämlich für sie sterben, und das Gottesreich mußte (Paulus) erst seinen Weg durch die Heidenwelt machen.

Dies weiter zu erörtern und damit den Schlüssel zu finden für das Verständnis der Evangelien und das Rätsel in Jesu Schicksal, ist die Aufgabe des Lebens Jesu, die wir hier nicht weiter zu verfolgen haben. Uns kommt es hier nur darauf an, die Bergrede zu verstehen als eines der Mittel, durch die Jesus das Volk der alttestamentlichen Theokratie dem neuen Gottesreiche hat gewinnen wollen. Wir haben nur noch die Frage zu beantworten, in welcher Art er das gethan hat?

3. Die **Offenbarung**, *ἀποκάλυψις*. Mußte Gott sich zu den Menschen herablassen, so war es nötig, daß er ihnen, die in Feindschaft sich von ihm getrennt hatten, sich offenbarte. Die Offenbarung kann sich demnach immer nur auf das Gottesreich, also auf religiöse Wahrheiten, das Verhältnis des Menschen zu Gott, beziehen. Ausgeschlossen von der

Offenbarung sind: 1. Die aus der inneren Umwandlung der Menschheit allmählich sich entwickelnde Umgestaltung aller äußeren Lebensverhältnisse, von der sich im Alten und Neuen Testament immer nur Andeutungen finden. „Suchet zuerst das Reich und seine Rechtbeschaffenheit, und alle jene (äußeren) Dinge werden euch obendrein gegeben werden“, sagt Jesus in der Bergrede. Die Umgestaltung der staatlichen, sozialen u. s. w. Verhältnisse ergibt sich aus der inneren Umwandlung von selbst, kann sich demnach auch nur im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden vollziehen, weil sie stets nur der wachsenden sittlichen Ausreifung folgen kann. Diese aber geht sehr langsam vor sich, ja es sind Rückbildungen, Fälle von Atavismus auch auf sittlichem Gebiet leider keine Seltenheit. Welcher Unterschied ist denn vorhanden zwischen dem Papua, der seinen alten, ihm lästig gewordenen Vater in den Wald trägt und dort mit Steinwürfen tötet und dem harten Bauern inmitten der Christenheit, der seiner Eltern, die im „Altenteil“ sitzen, durch Hunger und Kummer möglichst bald sich zu entledigen trachtet? Die Sklaverei ist völlig widerchristlich und mußte durch das Christentum fallen, aber nirgend ist in der Schrift ihre Aufhebung geboten, und sie hat auch bei christlichen Nationen im Herzen Europas bis ins 12. Jahrhundert, unter der Form der Leibeigenschaft bis in unser Jahrhundert fortbestanden. Sie konnte erst weichen, als die fortgeschrittene Gesittung die sozialen Grundlagen für eine Gesellschaftsform geschaffen hatte, in der man die Sklaverei entbehren konnte. Andererseits aber kann aufs einleuchtendste, besonders den bekannten Vorwürfen der Sozialdemokratie gegenüber, nachgewiesen werden, daß das Christentum allerdings eine heilende und beglückende Macht auf allen Gebieten des Lebens gewesen ist und noch ist. Man vergleiche doch nur die Zustände im Altertum, dem Mittelalter, der Neuzeit. Im Altertum ist der Zustand des Krieges der normale, Friede wird als Ausnahmezustand stets nur für eine Reihe von Jahren durch Verträge hergestellt. Heute ist der Zustand des Friedens der normale, der des Krieges der außerordentliche, und von Jahrhundert zu Jahrhundert sind die Kriege mit ihren Greueln kürzer und seltener geworden. Man vergleiche das Recht des Siegers gegenüber dem Besiegten bei den Alten, auch bei dem

edelsten und humansten Volke, das je gelebt hat, den Griechen ¹, mit dem menschlicher gewordenen, aber doch für unser Empfinden noch immer grauenvollen Kriegerrecht im Mittelalter ² und mit dem Völkerrecht unserer Tage, das Leben und Eigentum des unbewehrten Feindes gegen Gewaltthat und Plünderung seitens der eigenen Krieger in Schutz nimmt ³. Die Sklaverei hat in ihrer schlimmsten Form ganz aufgehört und auch da, wo sie noch versteckt fortwuchert, wird sie dem Kampf gegen die Unterdrückung erliegen. Mit dem sittlichen Reiferwerden ist überall auch die persönliche Freiheit des Einzelnen gestiegen, die Gewalt des Menschen über den Menschen mehr und mehr eingeschränkt, der Despotismus, auch der Absolutismus sind seltene Erscheinungen geworden. Das Christentum ist nicht die Ursache von Dunkelheit, Rückschritt, Sklaverei und Gewaltthat, sondern alles, was von Licht und Freiheit in der Welt vorhanden ist, ist ihm befreundet und von ihm in erster Stelle hervorgebracht. Aber alle diese Fortschritte sind der ringenden Menschheit als sittliche Aufgaben gestellt, nicht als Pensa, die nach einer in der Offenbarung gegebenen Schablone bloß auszuführen wären, sondern als Aufgaben, deren Lösung nur heisse Arbeit und unermüdliches Ringen der wachsenden sittlichen Kraft ermöglichen. Daraus folgt denn auch, daß ein „christlicher Sozialismus“, der aus der Bibel einen Haufen Rezepte auszieht und die Schäden dieser Zeit dadurch heilen zu können meint, daß er ihre Befolgung mit Gewalt erzwingt, auf verkehrtem Wege ist. — 2. Weiter bleibt von der Offenbarung ausgeschlossen alle Erkenntnis, die zu erringen Gott der menschlichen Arbeit zugewiesen hat. Die Offenbarung soll kein Faulbett für den Müßiggang sein. Darum haben wir über wissenschaftliche Wahrheiten in Geologie, Astronomie, Geschichte u. s. w., auf dem Gebiete der Kunst, der Technik u. s. w., in der Schrift, der Urkunde der Offenbarung, keine Aufschlüsse zu erwarten. Auf allen diesen Gebieten finden wir nur die An-

1) Thukydides VII, 71. Vgl. Grote, Gesch. Griechenlands IV, 251f.

2) S. die Belege in Raumers Geschichte der Hohenstaufen bei den Kämpfen zwischen Guelfen und Ghibellinen.

3) Vgl. Bismarcks Brief vom 9. Juli 1866. Sybel, Begr. d. Deutschen Reiches V, 245.

schauungen bei den Verfassern der heiligen Bücher, die der wissenschaftlichen, künstlerischen, technischen Entwicklung ihres Zeitalters entsprechen. Auch Jesus Christus, der kein Scheinmensch nach gnostischer Vorstellung, sondern wahrer Mensch war, ist davon nicht ausgenommen. In allen weltlichen Dingen hat Jesus nur das Wissen seiner Volksgenossen gehabt. Wäre das nicht der Fall gewesen, so wäre er in seinem Beruf schwer gehindert worden, denn entweder hätte er dies sein besseres Wissen beständig künstlich verbergen müssen, was unlauter gewesen wäre, oder er hätte mit dem Volke über Dinge verhandeln müssen, die ganz außerhalb seines Erlöserberufs gelegen hätten und die einerseits ihn zur Ausübung desselben nicht hätten kommen lassen, anderseits ihm seine Volksgenossen entfremdet hätten, da Menschen nur verstehen, wofür sie reif geworden sind. Man denke doch an das Urteil des Volkes über Otto von Guericke, als er das Experiment mit den Magdeburger Halbkugeln öffentlich durchgeführt hatte und wie langsam der Glaube an Hexerei und Zauberspuk der Einsicht in das wirkliche Geschehen gewichen ist. Auch die Schrift selbst sieht bekanntlich als „von Gott eingegeben“ nur an, was „nützlich ist zur Lehre, Strafe, Besserung, Erziehung in der Rechtbeschaffenheit“ (2 Tim. 3, 16. 17). Für die Rechtbeschaffenheit aber ist es völlig gleichgiltig, ob einer eine Weltanschauung auf Grund der Kantischen Philosophie und der Wissenschaft unseres Jahrhunderts oder die naive, kindliche Weltanschauung eines einfachen Landarbeiters aus dem 17. Jahrhundert hat. Auch die Entstehungsweise der biblischen Bücher, die Forschung nach ihren Verfassern, der Abfassungszeit, der Authentie und Integrität sind Gegenstand der weltlichen Wissenschaft, nicht der Offenbarung. Es ist also weder „ungläubig“ noch „unfromm“, wenn die theologische Wissenschaft Moses nicht als Verfasser des Pentateuchs anerkennt, wenn auch Stellen wie Mark. 12, 26. Luk. 24, 27 u. a. wirklich dazu nötigten, anzuerkennen, daß Jesus ihn als Verfasser des Pentateuchs bezeichnet habe.

4. Wenn aber der, in dem „der Gottheit Fülle wohnte“ (Kol. 2, 9), kein Scheinmensch, sondern „in allem seinen Brüdern, den Kindern Abrahams, gleich geworden war“ (Hebr. 2, 16 f.), so mußte er auch unter ihnen mit den **Mitteln und**

in der Weise wirken, die ihnen geläufig und verständlich waren. Durchaus zu verwerfen ist jede Auslegung der Worte Jesu, durch welche in dieselben Dinge hinein geheimnist werden, von denen keiner aus seiner Umgebung eine Ahnung haben konnte. Jesus hat keine Reden gehalten zu dem Zwecke, damit nach 2000 Jahren müßige Köpfe hohle Allegoristereien aus ihnen herauszuklauben hätten, sondern damit das ihn umgebende, einfache, schlichte Volk ihn höre und verstehe. Auslegungsgrundsatz muß sein und bleiben: Was Jesu Umgebung, das Volk und seine Apostel — und auch in deren Kreis hat es an Beschränktheit nicht gefehlt; vgl. z. B. Matth. 16, 6 — aus seinen Worten nicht haben heraushören können, das dürfen wir auch nicht in die Worte hineinlegen. Nach der Weise der Sopherim (Schriftgelehrten) jener Tage, ja nach der Weise, die noch heute unter dem Zelt des Arabers, der die schweigende Wüste durchzieht, üblich ist, wenn man lehren und der Nachwelt Lebensweisheit übermitteln will, suchte Jesus sich dem Vorstellungskreis und Verständnis seiner Zuhörer vorzüglich durch drei Mittel anzupassen:

a. Er redete zu ihnen in der Weise des Alten Testaments und der Litteratur, die an dasselbe sich angeschlossen hatte. Er bediente sich, wenn er vom Reiche Gottes und seiner Person sprach, der Begriffe, die aus der apokalyptischen Litteratur, die im Anschluß an das Buch Daniel in den letzten 150 Jahren vor Christi Geburt entstanden war, seinen Zuhörern vertraut waren. Diese Litteratur hatte besonders auf die „Stillen im Lande“ gewirkt, fromme Leute, wie sie im Neuen Testament in Zacharias und Elisabeth, Simeon und Hanna, Joseph und Maria uns entgegentreten. In diesen Kreisen hatte man sich mehr und mehr von den einseitig politischen Messias Hoffnungen, wie sie vor allem die volkstümliche Pharisäerpartei vertrat, ab- und der Hoffnung auf eine religiöse Reform als Grundlage und Vorbedingung einer Erneuerung des Reiches Davids zugewandt. Diesen Kreisen waren die Begriffe: Reich Gottes, Gottessohn, Menschensohn, Wiedergeburt, Parusie u. s. w. völlig geläufig. Jesus, der in diesen Umgebungen auferzogen war, nahm darum diese Begriffe in seine Predigt auf, indem er sie läuterte und mit tieferem, zum

Teil ganz neuem Inhalt erfüllte ¹. — Aber auch die Darstellungsweise des Alten Testamentes und der apokalyptischen Litteratur eignete er sich an, da seine Volksgenossen darin heimisch waren und vieles auf diesem Wege ihnen bei weitem anschaulicher und faßlicher nahegebracht werden konnte. Er bediente sich der alttestamentlichen Bilder und Ausdrucksweisen, vor allem auch des Mittels, das die Propheten in großartigem Mafsstabe durch die Erzählung „symbolischer Handlungen“ (Jeremias, Hesekiel, Hosea u. a.) zur Anwendung gebracht haben, nämlich der Darstellung geistiger Vorgänge in sinnlicher Form (vgl. die Versuchungsgeschichte in den Synoptikern, die auf- und absteigenden Engel Joh. 1, 51 und anderes).

b. Er verwendet das Gleichnis, um geistige Vorgänge durch sinnliche, entfernt Liegendes durch Bekanntes klar zu machen. Teils wählt er Handlungen, die durch ihre regelmässige und häufige Wiederkehr allen bekannt sind (Säen, Backen, Fischen), teils auch einmalige Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die bei seinen Hörern einen tiefen Eindruck hinterlassen haben (der glückliche Finder, der betrügerische Verwalter). Die Art des Gleichnisses bei den Alten kennen wir aus Homer, und daher wissen wir weiter, daß bei der Auslegung vor allem daran festzuhalten ist, daß sehr oft nicht das Gleichnis in seinem ganzen Umfange dem Zwecke der Erläuterung dient. Seine umfassende, liebevolle Ausführung soll den Hörer fesseln, der Vergleichungspunkt aber liegt nicht selten in einem Nebepunkte, der beim ersten Hören zuweilen unbeachtet bleibt. Deshalb ist nichts verkehrter, als bei der Auslegung der Gleichnisse Jesu aus jedem Satze und jedem Worte etwas herauspressen zu wollen. So ist z. B. im Gleichnis vom „ungerechten Haushalter“ lediglich die Klugheit, mit der dieses Weltkind der drohenden Armut sich zu entziehen weiß, der Vergleichungspunkt, alles Übrige ist nur unentbehrliches Beiwerk.

c. Endlich aber ist zu beachten, daß die Reden Jesu, soweit sie an das Volk gerichtet und uns in den synoptischen Evangelien möglichst wortgetreu überliefert sind, gnomologi-

1) Vgl. hierzu: Baldensperger, Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der messianischen Hoffnungen seiner Zeit. Straßburg 1888.

schen Charakter tragen. Die uralte Spruchweisheit der Orientalen hat den Zweck, Lebensregeln, Sittenvorschriften, Sätze der Erfahrung u. dergl. m. wortgetreu von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern. Der Spruch muß deshalb, was seine Form betrifft, kurz sein, damit er leicht dem Gedächtnis sich einprägen und vor Änderung und Entstellung möglichst geschützt sei, denn er ist das der mündlichen Überlieferung eigentümliche Werkzeug, das von der entweder noch gar nicht vorhandenen oder doch seltenen und kostbaren Schrift keine Unterstützung erfährt. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß ganze Gedankenreihen, ja Reden entwickelt werden; aber sie bestehen stets aus einzelnen, leicht einzuprägenden Sprüchen, die wie Perlen zu einer Kette aneinandergereiht werden. Hinsichtlich des Inhalts aber ist festzuhalten, daß der Spruch stets einseitig ist, immer nur die eine Seite einer Wahrheit ausspricht, die selbstverständlichen Ausnahmen ganz außer Acht läßt, demgemäß in einem anderen Spruch, der scheinbar das Gegenteil behauptet, seine notwendige Ergänzung findet und daß die volle Wahrheit in einem dritten, höheren, die beiden Gegensätze enthaltenden Gedanken enthalten ist. Der Spruch teilt diesen Charakter mit unserem „Sprichwort“. „Aufschieb ist ein Tagdieb“ will vor müßiggängerischer Nachlässigkeit warnen; unbesonnene Hast und Übereilung verbietet der Gegenspruch: „Eile mit Weile“. Ebenso entsprechen einander: „Viele Hände machen bald ein Ende“ und der Gegenspruch: „Viele Köche verderben den Brei“.

5. Man sollte meinen, daß die Bergrede Jesu, die so recht eigentlich als das Programm christlicher Lebensführung bezeichnet werden muß, in der Christenheit nicht nur theoretisch in sehr hohem Ansehen stünde, sondern auch praktisch eine überreiche Verwendung erfahren müßte. Leider ist das letztere nicht der Fall. Auch da, wo die süße Gewohnheit der Evangelien- und Epistelpredigten abgekommen ist, wird man selten Predigten über die Bergrede begegnen und auch in Andacht und Unterricht nimmt sie nur eine bescheidene Stelle ein¹. Der Grund für diese

1) Der Verfasser hat in seinem „Gesangbuch für evangelische Gymnasien“, Barmen 1885, sie allerdings in den Schulandachten im Verlaufe des Schuljahres zweimal vorlesen lassen; in seinen „Lehrplänen des Gymnasiums

eigentümliche Erscheinung ist — wunderbarlich genug — der, daß man sich vielfach vor der Bergrede Jesu fürchtet. Da steht zu lesen, daß Jesus das Schwören überhaupt und ein- für allemal untersagt hat. Und doch kann keiner durchs Leben gehen, ohne Eide zu leisten oder er käme in Gefahr, die allerschwersten Nachteile über sich ergehen lassen zu müssen. Dürfen wir wirklich niemals einen andern beurteilen? Sollen wir zu aller Sünde und Schande schweigen, oder sie gar beschönigen, weil wir doch „allzumal Sünder sind und des Ruhms mangeln, den wir vor Gott haben sollen“? Und was sollte vollends aus unserm Leben in Staat und Gesellschaft werden, wenn wir dem frechen Diebe, der uns den Rock nimmt, den Mantel obendrein schenken müßten? Hat nicht auch der wackere, derbe Fritz Reuter in der „Stromtid“ (Volksausgabe, VII, 272) recht, wenn er die Befolgung von Matth. 5, 39 für unmöglich erklärt und demgemäß die Pfarrfrau Lining ihrem Gatten, der ihr jene Stelle vorhält, entgegenen läßt: „Mit dem Backenstreich, da bin ich Bräsigen seiner Meinung. Gott verzeih mir die Sünde! Aber es mag früher wohl anders gewesen sein; so viel weiß ich aber, wenn das jetzt Mode würde, das würde ein Maulschellieren in der Welt geben, daß alles mit geschwollenen Backen umherlaufen müßte.“ Habe ich nicht selbst einmal mit anhören müssen, daß ein alter, erfahrener, frommer Geistlicher durch diese und ähnliche Stellen von einem jungen Laien so in die Enge getrieben wurde, daß er endlich — zögernd freilich und ziemlich kleinlaut — zugab, wir alle seien eben keine echten Christen, weil wir diese Vorschriften nicht buchstäblich befolgten? Und doch widerspricht das der Erfahrung und den Verheißungen, die uns unser Herr gegeben hat. Die aber sich sträuben, mit jenem Pfarrer diesen Schluß zu machen, die begnügen sich meist damit, den Sprüchen Jesu einen anderen Sinn unterzuschieben oder sie abzuschwächen: Nur das „leichtfertige“ Schwören habe er verbieten wollen; auch „urteilen“ dürfe man

in Barmen“, 1. Aufl., Barmen 1884/85, 2. Aufl. 1892, sie in OIII auswendig lernen und erklären, in OI im Rahmen des Lebens Jesu griechisch lesen und zum zweitenmale erklären lassen. Aus diesen Erklärungen und Besprechungen mit Primanern ist die vorliegende Arbeit hervorgegangen.

über andere, aber nicht „lieblos und maßlos“ und mit den „Backenstreichen“ und dem „Überlassen des Mantels“ sei es so schlimm nicht gemeint. Nun ist es aber ein übel Ding mit allen relativen Begriffen. Wo hört die Liebe auf und wo fängt die Lieblosigkeit an? Und was dem einen maßlos scheint, dünkt dem andern überaus maßvoll und bescheiden zu sein. Nein, nein, mit diesen Schlüsseln ist das Schloß weder nach rechts noch nach links zu öffnen. Versuchen wir es denn einmal bei der nun folgenden Einzelerklärung mit den Mitteln, die das bisher über die Rechtbeschaffenheit, das Gottesreich, die Offenbarung und die Darstellungsmittel Jesu Entwickelte uns an die Hand geben, und dazu der guten alten Auslegungsregel, daß jeder Schriftsteller durch sich selber erklärt sein will und daß man dunkle Stellen durch klare erläutern, nicht aber klare durch dunkle verdrehen soll. Vielleicht führen diese alten bescheidenen Anweisungen, die wir bei allen anderen Schriftstellern anzuwenden gewöhnt sind, auch im Neuen Testament zum Ziel.

Besonderer Teil.

I. Die Rechtbeschaffenheit des Christen im allgemeinen.

5, 3—16.

1. Die Eigenschaften eines Bürgers des Reiches Gottes.

5, 3—9.

A. Vor Eintritt der Rechtbeschaffenheit. 5, 3—6.

a. Die Hauptbedingung. 5, 3.

Die unerläßliche Bedingung für den, der ein Bürger des Reiches Gottes werden will, ist, daß er *πτωχὸς τῷ πνεύματι*, geistlich arm, ein Bettler sei, d. h. sich hilfsbedürftig fühle und empfinde, daß ihm die Möglichkeit abgehe, aus eigener Macht rechtbeschaffen zu werden. *τῷ πνεύματι* steht im Gegensatz zu *τῇ σαρκί*. Nach neutestamentlicher Lehre ist der Mensch seinem

Wesen nach Leib, *σῶμα*, und Seele, *ψυχή*. In Hinsicht auf seine Rechtbeschaffenheit vor Gott aber ist er entweder Geist, *πνεῦμα*, wenn die Vernunft über die Sinnlichkeit herrscht, oder Fleisch, *σὰρξ*, wenn das Gegenteil der Fall ist. *πτωχὸς τῷ πνεύματι* ist demnach, wer empfindet, daß er *πνεῦμα* sein sollte, es aber nicht ist und aus eigener Kraft nicht werden kann. Nur einem solchen kann das Reich Gottes zuteil werden, nicht aber den pharisäischen Gegnern Jesu, die sich zwar auch als *πτωχοί* fühlten, aber nur in Hinsicht auf Ehre, Freiheit, Wohlstand, also betreffs irdischer Güter, auf geistlichem Gebiet aber als leibliche Söhne Abrahams auch Gotteskinder zu sein und nichts zu entbehren vermeinten.

b. Die Folgen der geistlichen Armut. 5, 4—6.

1. Traurigkeit über den eigenen Zustand; 2. Sanftmut gegen andere, bei denen wir ebenfalls die Rechtbeschaffenheit vermissen; 3. heftiges Verlangen darnach, rechtbeschaffen zu werden, sind die drei Folgen der geistlichen Armut. Die Traurigkeit über uns selbst muß mit dem Eintritt der *δικαιοσύνη* aufhören. Auch die Sanftmut, die der Mitmenschen Thorheit und Bosheit, wie sie aus ihrem sündigen Wesen folgen, nicht mehr durch Zorn, Härte und Rachethat abzuwehren und niederzuringen sucht, und darum scheinbar im Nachteil gegenüber den Kindern der Welt ist, wird ihr Ziel erreichen und zwar nicht bloß auf geistigem Gebiet, durch Bekehrung des eigenen Herzens und des Nächsten, sondern auch auf leiblichem. Denn mit der Umwandlung des Herzens geht auch die Umgestaltung der äußeren Lebensverhältnisse Hand in Hand, in denen in Zukunft nicht mehr die Männer des Krieges und der Gewalt, sondern Liebe und Friede die Herrschaft führen. Modern ausgedrückt: Die Segnungen der Kultur, die Sicherheit von Leben, Eigentum, Ehre und allem, was das Leben glücklicher und heiterer macht, sind die Folgen des Christentums. Das heftige Verlangen nach der Rechtbeschaffenheit wird von Gott gestillt, der dem, der ihm als liebenden Vater vertraut, auch die Sünde vergiebt. Damit ist der Zustand der *δικαιοσύνη* eingetreten, und die Rede wendet sich zur Erörterung über die Eigenschaften, die der Bürger des Reiches Gottes hat:

B. Nach Eintritt der Rechtbeschaffenheit. 5, 7—9.

a. Das äußere Kennzeichen des Rechtbeschaffenen, 5, 7, ist die Barmherzigkeit, die anderer sich erbarmt, wie Gott unser sich erbarmt hat und in alle Ewigkeit erbarmen muß, da wir immer wieder der Sünde verfallen und beständige Vergebung nötig haben. Weiteres siehe zu 6, 12. 14—15.

b. Der Zustand des Heiligungsstrebens. 5, 8—9.

Durch die Sündenvergebung sind wir zwar in Gottes Augen rechtbeschaffen, aber noch keineswegs thatsächlich die Sünde los. Das Trachten nach wirklicher Sündenfreiheit (Heiligung) geht in erster Linie auf die Reinheit des eigenen Herzens, d. h. Willens, die zum „Schauen Gottes“ führt. Mit dem Schwinden der Sünde, die uns von Gott trennt, treten wir ihm näher und näher, werden ihm ähnlicher, unser Wille tritt mehr und mehr in Übereinstimmung mit seinem Willen, und dadurch geschieht es, daß wir auch sein Wesen und seinen Willen immer klarer und tiefer erkennen, was hier durch den bildlichen Ausdruck des „Schauens“ gegeben ist. Vgl. zu 5, 14. Aber wir begnügen uns nicht mit dem eigenen Fortschritt in der Heiligung, denn der Glaube ist, wie Luther sagt, ein geschäftig Ding, das nicht ruhen kann. Die Liebe zum Nächsten, die Barmherzigkeit, treibt uns, ihn der Beseligung zuzuführen, deren wir teilhaftig geworden sind. Darum werden wir zu Friedestiftern zwischen Gott und unseren Mitmenschen, denen wir das Wort von der Versöhnung, 2 Kor. 5, 20, als Botschafter an Christi Statt verkünden. Darum kommt uns mit Recht der Name der „Kinder Gottes“ zu, da wir uns durch diese Thätigkeit recht eigentlich als die Brüder des Erstgeborenen erweisen, Röm. 8, 29.

2. Das Schicksal des Reichsbürgers in der Welt. 5, 10—16.**A. Die Verfolgung seitens der Welt. 5, 10—12.**

Wie V. 3 den geistlich Armen, so wird V. 10 denen, die Verfolgung leiden, wiederum das Himmelreich zugesprochen, ein Zeichen, daß die Reihe der Makarismen zu Ende ist und ein

neuer Abschnitt beginnt¹. Man sollte meinen, daß die Friedestifter, die den Menschen das köstlichste Gut, Sündenfreiheit und Ruhe des Gewissens, bringen, allen höchlichst willkommen sein müßten. Aber das ist nicht der Fall. Denn die Heiligung, welche mit Notwendigkeit auf die Sündenvergebung folgen muß, erfordert Bändigung der bösen Lust, die oft nur unter schweren Opfern (vgl. zu 5, 29. 30) gelingt und eine Ertötung der Selbstsucht, die nur dem aufrichtigsten Wahrheitssinn beschieden ist (vgl. zu 6, 21 ff.). Dazu kommt, daß Stolz und Eigenliebe von der eigenen Sündhaftigkeit nichts wissen wollen (vgl. zu 7, 1 ff.). Deshalb weist man die Friedensboten zurück, und da ihr ganzes Leben und Gebahren, ja ihr bloßes Dasein ein steter Vorwurf für die ist, die sie nicht hören wollen, so keimt der Haß empor, der zur Verfolgung führt. Ein Beispiel aus der Geschichte: Die Reformation scheiterte in Frankreich an der sittlichen Verworfenheit der Könige des Landes, denen der sittliche Ernst der Reformatoren zuwider war.

Diese Verfolgungen aber sind für die Christen ein Anlaß zu Freude und Jubel, wie sie es einst für die Propheten waren, die im Volke Israel gegen die Selbstgerechtigkeit den Kampf führten. Denn (*ὅτι* in V. 10. 12 giebt nicht die wirkende Ursache, sondern den Erkenntnisgrund an, vgl. zu 6, 14) aus der Verfolgung erkennt der Christ, daß er sich auf rechtem Wege befindet, daß er wirklich ein Bürger des Himmelreichs ist, und daß im Himmel seiner ein großer Lohn wartet.

Dem Christentum wird nicht selten der Vorwurf der Lohnsucht gemacht. Vom Epikureismus unterscheide es sich nur dadurch, daß es die erstrebte Lust von der Erde und der Gegenwart in den Himmel und die Zukunft verlege. Daß es leider Christen giebt, die aus dem Christenhimmel einen Türkenhimmel machen und deren Frömmigkeit mehr der Furcht vor dem Teufel als der Liebe zu Gott entspringt, ist nicht zu leugnen. Aber: 1. Allen Auslegungen von Schriftstellen, die ähnlich gedeutet werden könnten, widersteht das Gleichnis Matth. 20, 1—16.

1) Über die Verschiedenartigkeit der Zählung vgl. Evers, Die Bergpredigt. 2. Aufl. 1895, S. 5.

Vom Lohn im gemeinen Sinn kann doch nur da die Rede sein, wo geleistete Arbeit nach ihrem Werte, der aufgewendeten Zeit, dem Verbrauch der Kräfte, der Tüchtigkeit des Arbeiters bemessen wird. Aber in unserem Gleichnis erhalten alle Arbeiter dasselbe, gleichviel, ob sie lange oder kurze Zeit, meisterhaft oder stümperhaft gearbeitet haben. Ebenso erhalten alle Christen, mag ihr Glaube so riesenstark sein, daß er Berge versetzen kann (Luther), mag er im Herzen des sterbenden Schächers eben aufkeimen wie ein Senfkorn, mag ihre Liebesthätigkeit eine halbe Welt umgestaltet haben, mag dem Sterbenden keine Zeit mehr bleiben, gute Werke zu thun — alle erhalten nur eines und dasselbe als Lohn: die Bürgerschaft im Himmelreich, die Vergebung ihrer Sünden. 2. Ein Lohn im gemeinen Sinn des Wortes hat an sich nichts mit der Sache zu thun, für die er gezahlt wird, ist ihr innerlich fremd. Edel gerichtete Menschen pflegen den inneren Lohn, der in der Freude über eine gelungene Arbeit liegt, höher anzuschlagen, als den Geldlohn, der ihnen für dieselbe von außen her zukommt, zuweilen so hoch, daß ihr Werk ihnen um kein Geld feil ist. Das Christentum aber verheißt als Lohn nichts anderes als das Erreichen des von uns erstrebten Zieles, die innige Vereinigung mit Gott, die Übereinstimmung unseres Willens mit dem seinigen. Ein sinnliches Gut für eine sittliche Leistung, einen Lohn im gemeinen Sinne des Wortes hält der Islam für seine Anhänger in Bereitschaft, nicht das Christentum. Dieses bietet uns, daß wir sein werden, was wir werden wollen, daß wir Gotteskinder nicht nur heißen, sondern sind und bleiben, also einen Lohn, der in unserer religiösen Entwicklung von Anfang an beschlossen ist. Es ist keine Lohnsucht, immer besser werden zu wollen, um endlich gut zu sein, keine Lohnsucht, Schranke um Schranke fallen zu machen, um endlich mit Gott eins zu sein.

B. Die Gefahr des Verzichts auf den Beruf als Friedestifter.
5, 13—16.

Die Gefahr der Verfolgung könnte den Christen leicht dazu führen, daß er sich daran genügen liesse, selbst rechtbeschaffen

geworden zu sein und den Beruf, Friedestifter für andere zu werden, hintansetzte. Das aber würde 1. dazu führen, daß der Christ selbst an seiner Heiligung Schaden litte. Denn eine Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Es ist des Glaubens Natur und Wesen, ein „geschäftig und lebendig Ding“ zu sein. Auch hier, wie bei allem, das der Entwicklung unterworfen ist, giebt es keinen Stillstand, sondern nur Fortschritt oder Rückschritt. Damit sind alle Richtungen und Erscheinungen in der Kirche verurteilt, die die Zurückgezogenheit, die Weltflucht predigen oder die Religion nur für eine „Privatsache“, d. h. eine Angelegenheit des Einzelnen erklären, mit der er andere nicht belästigen dürfe. — 2. Ferner aber würde auch das Reich Gottes, das nicht nur (Gleichnis vom Sauer-teige, Matth. 13, 33) intensiv im Herzen des Einzelnen, sondern auch extensiv (Gleichnis vom Senfkorn, Matth. 13, 31. 32) wachsen soll, geschädigt werden. Dasselbe ist aber für dies Wachstum auf die Thätigkeit der Christen angewiesen, auf die der Beruf der Apostel übergegangen ist. Sie sind a) das Salz der Welt, d. h. diejenigen, durch welche die Welt vor sittlicher Fäulnis bewahrt wird. Wäre es möglich, daß das Salz seine Kraft ver-löre, so gäbe es nichts, das es ersetzen könnte. *Non datur sal salis* (Bengel, Gnomon N. T.)¹. Ohne eine Macht aber, die die

1) Hier haben wir eine der Stellen, für welche die im Allg. Teil, 3, 6 gegebenen Erörterungen den Schlüssel zur Erläuterung liefern. Die Wissenschaft lehrt, daß das Salz seine Kraft nicht einbüßen kann. Jesus aber stellt die Möglichkeit (ἐάν!) nicht in Abrede. Daraus folgerte einst der Vulgär-rationalismus, daß er nur ein jüdischer Landrabbi, nicht mehr noch weniger, gewesen sei, und der Docketismus, daß die Wissenschaft Thorheit sei und wir der Offenbarung des Wortes Gottes über die Lehre von den Eigenschaften des Salzes zu glauben hätten. De Wette (Das N. T., Halle 1887, I, 30) meint, nach der alten Erklärerunsitte, die so oft in der Bergrede aus der Verlegenheit helfen soll, daß „die Sache nicht so genau zu nehmen sei“. Man solle gar nicht fragen, ob das Salz fade werden könne. Warum denn nicht? Für unser Verhältnis zu Gott ist es völlig gleichgiltig, ob das Salz fade werden kann oder nicht. Darüber bedürfen wir, um Sündenvergebung zu erlangen, keiner Offenbarung. Jesus, als wahrer Mensch, hat betreffs der Eigenschaften der Mineralien keine anderen Kenntnisse gehabt, als seine und zwar seine ungelehrten Volksgenossen auch hatten. Damit ist alles klar.

Welt auf dem Wege zu sittlicher Vervollkommnung fördert, kann nur der Rückschritt, dessen Ende die Verstockung ist, eintreten. b) Die Christen sind das Licht der Welt, d. h. die, welche der Welt die rechte Erkenntnis, nämlich von Gott als unserem Vater, der uns mit ihm versöhnt wissen will, bringen. Des Lichtes Zweck ist, zu leuchten, weshalb man es auf den Leuchter, nicht unter das Scheffelmaß setzt. Die rechte Erkenntnis vom Wesen des Christentums aber erschließen wir anderen nicht durch theoretische Erörterungen, theologische Vorlesungen oder Disputationen, sondern allein durch unsere guten Werke. Wie die *πίστις* allein uns vor Gott rechtbeschaffen macht, so die guten Werke allein vor den Menschen. Gott, der ins Herz sieht, kann den Baum selber beurteilen, ob er gesund oder faul ist, die Menschen haben ein Urteil nur nach den Früchten, die der Baum trägt. Wie jeder, der selbst ernstlich versucht, Gottes Willen zu thun, daran erkennen wird, ob Jesu Lehre von Gott ist oder nicht (Joh. 7, 17), so hat die Welt auch an den Werken der Christen den einzigen Wahrheitsbeweis für die Göttlichkeit der Lehre Jesu.

Im Anschluß an diesen Abschnitt ist darauf hinzuweisen: 1. daß Jesu Ausdrücke „unter den Scheffel, auf den Leuchter“ einen Blick in die ärmlichen, einfachen Verhältnisse thun lassen, unter denen er aufgewachsen ist; 2. daß die Mission, welche während der ganzen Zeit des Orthodoxismus bis ins 18. Jahrhundert hinein vernachlässigt, ja mit feindseligem Argwohn behandelt wurde, eine notwendige Aufgabe der Kirche, wenn sie lebendig sein will, ist; daß unsere Stelle für das Verfahren der Missionare, den Heiden das Christentum „vorzuleben“, den einzig richtigen Fingerzeig giebt; und daß sie endlich den entschiedensten Protest gegen alle theologische Disputiersucht und alle Gewaltthat, die anderen das Christentum durch äußere Mittel aufdrängen will, enthält.

II. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem Verhältnis zum Gesetz. 5, 17—48.

1. Das Verhältnis Jesu zum Gesetz: Nicht auflösen, sondern erfüllen. 5, 17—18.

Das Gesetz ist als Offenbarung des ewigen, unveränderlichen Gotteswillens selbst ewig und unveränderlich seinem Inhalt nach; es ist aber unvollkommen und bedarf einer Erfüllung nach seiner veränderlichen und vergänglichen Form nach drei Richtungen hin: a) Diese Form liefs den Willen Gottes nicht immer in seinem vollen Umfange und seiner ganzen Tiefe erkennen. Vgl. z. B. zu 5, 21—26, wonach als Gottes Wille im 5. Gebot nicht blofs das Verbot des Mordes, ja nicht blofs das Verbot der schweren Lästerung und leichten Beschimpfung, sondern sogar das Gebot der Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit dem Beleidiger gegenüber enthalten ist, was aber aus der Form des Gebotes sich nicht ohne weiteres ergibt. b) Diese Form ist die national-israelitische, diesem bestimmten Volke im Lande Palästina mit seinem Klima und Charakter, diesem Volke mit seinen nationalen Vorzügen und Mängeln, mit eigenartiger politisch-sozialer Verfassung, Kunst und Sitte angepaßt. c) Diese Form ist die des Befehls des Herrn an seinen Sklaven. Der Sklave will nicht wie sein Herr, dessen Befehl ihm etwas Fremdes, Widerwärtiges ist, weshalb es der Drohung und Strafe bedarf, um ihn zum Gehorsam zu zwingen.

Jesus nun will das Gesetz, d. h. das ganze Alte Testament, nicht auflösen, d. h. er will es seinem Inhalte nach, der ewig und unveränderlich ist, so dafs auch kein Jod, der kleinste Buchstabe des hebräischen Alphabets und kein Häkchen, keines der kleinsten Unterscheidungszeichen unter einander ähnlichen Konsonanten¹, in ihm wertlos ist, in Geltung lassen. Es handelt sich um das ganze Alte Testament, das entweder nur nach seinem ersten Teile, dem Pentateuch (νόμος), oder dem ersten und zweiten Teile, den prophetischen Schriften (προφῆται), oder dem ersten,

1) Vgl. Jod י mit Waw ו, Beth ב mit Kaph כ u. a. Durch einen kleinen Strich sind unterschieden He ה und Cheth ח.

zweiten und dritten Teile, den übrigen Schriften (*γραφεῖα*), benannt wird. Hier hat Jesus die zweite Art der Benennung gewählt.

Wohl aber will er das Gesetz erfüllen, d. h. ihm die Form geben, deren es für das Reich Gottes bedarf. Dazu gehört: 1. daß er uns Gottes Willen in seinem vollen Umfange und seiner ganzen Tiefe kennen lehrt; 2. daß er an die Stelle der national-israelitischen Form die kosmopolitische setzt, damit das Gesetz mit dem Evangelium zu allen Völkern kommen kann, Matth. 28, 19; 3. daß an die Stelle des alttestamentlichen Befehls an den Sklaven die neutestamentliche Form tritt, die für solche gilt, die durch Christus Kinder Gottes geworden sind, deren Wille Gottes Wille ist, bei denen das Halten der Gebote Gottes eine Frucht des Geistes ist. Vgl. Gal. 5, 18 ff., wo diese Form im Gegensatz zur alttestamentlichen von Paulus im einzelnen ausgeführt ist.

Diese Erfüllung erstreckt sich auf das ganze Gesetz, das Moralgesetz ebenso wie das Zeremonial- und das politisch-soziale Gesetz. Für die Erfüllung des Moralgesetzes giebt Jesus selbst die Beispiele: Matth. 5, 21 ff. 27 ff., ebenso für das politisch-soziale Gesetz der Scheidung der Ehe, 5, 31 f. Für die Erfüllung des Zeremonialgesetzes sind Beispiele das Opfergebot, Hebr. 7, 26 f.; 8, 11 f. und aus Jesu Munde das Sabbatgebot: Mark. 2, 23–28; Matth. 12, 5. 9–14; Luk. 13, 10–17¹.

2. Das Verhältniß des Christen zum Gesetz: Nicht bloß lehren, sondern thun. 5, 19–20.

Des Christen Aufgabe ist eine doppelte: 1. das Gesetz zu lehren, d. h. für sich und andere den darin niedergelegten Gotteswillen zu erkennen; 2. es zu thun, d. h. den erkannten Gotteswillen auch wirklich die Richtschnur des gesamten Lebens sein zu lassen. Auch das erste ist von Wert, aber ohne das zweite doch nur die Anfangsstufe zum Christentum; auch dem zweiten

1) Vgl. hierzu: Henke, Der Sabbatismus. Eine judaistische Reliquie in der christlichen Kirche. 3. Aufl. Barmen 1889.

fehlt ohne das erste etwas zum vollkommenen Christentum. Nur wo beides zu gleicher Zeit vorhanden ist, kann einer ein wirklicher Bürger des Reiches Gottes genannt werden. Dieser Spruch Jesu verurteilt ebenso scharf die Einseitigkeit des Orthodoxismus¹, der das Wesen des Glaubens einseitig ins Erkennen setzt und dabei den vergänglichen Formeln, die Menschen — wenn auch große in großer Zeit — erdacht haben, ewige Bedeutung und göttliche Unfehlbarkeit zuschreibt, wie auch die des Pietismus, der das Wesen des christlichen Lebens in der Beobachtung von Einzelheiten, Kleinigkeiten und gewissen Manieren sucht und dabei die Ausgestaltung des christlichen Gesamtcharakters, die ohne fortschreitende Erkenntnis von Wesen und Willen Gottes nicht möglich ist, vernachlässigt. Man vergleiche aus der Kirchengeschichte die götzendienerische Verehrung der Bekenntnisse, die der Orthodoxismus der heiligen Schrift gleichstellte, und die unbiblische, ja widerchristliche Wertschätzung (vgl. Matth. 15, 11) der sittlich gleichgiltigen Dinge, *ἀδιάφορα*, seitens des Pietismus:

„Der Tabak ist ein Kraut, so aus der Hölle stammt;
Und wer Manschetten trägt, der wird gewiß verdammt“

sang man vor etwa 180 Jahren mit Vorliebe in pietistischen Kreisen.

Jesus fordert von seinen Zuhörern, daß ihre Rechtbeschaffenheit die der Theologen, *γραμματεῖς*, und der Pharisäer weit übertreffe. Was er damit fordert, ist aus dem Gesagten und dem Folgenden klar. Die Theologen begnügten sich mit buchstäblicher Befolgung des Gesetzes, sie wollten sich vor Übertretungen hüten — Jesu Anhänger sollen in ihm Gottes Willen in seiner ganzen Tiefe zu erkennen suchen, sollen positiv Gutes thun; die volkstümliche Pharisäerpartei verlangte nur nach der Herstellung des „Reiches Davids“ mit seinem äußeren Segen und leugnete für die „Kinder Abrahams“ die Notwendigkeit der Bekehrung und der Sündenvergebung. Beiden fehlt die Hauptbedingung zum Eintritt ins Himmelreich: die geistliche Armut.

1) Beachte, daß die Worte auf -ismus einen Tadel aussprechen. Orthodoxie und Orthodoxismus, Pietät und Pietismus u. s. w. sind wohl voneinander zu unterscheiden.

3. Beispiele christlicher Gesetzeserfüllung. 5, 21—48.**A. Das Verbot des Mordes. 5, 21—26.**

Das Alte Testament, Exod. 20, 13, verbietet den Mord: „Du sollst nicht morden.“ Man glaubte, diesem Verbot Genüge geleistet zu haben, wenn man die Thatsünde mied, die vor das Untergericht, Deut. 16, 18, führte. Jesus aber lehrt, daß Gottes Wille, der in diesem Verbot sich offenbare, viel weiter gehe. Er verlange:

1. Negative Seite: daß man seinem Bruder nicht einmal zürne; denn da alles Arge aus dem Herzen kommt, so sind Groll und Zorn schon dem Totschlag gleich und würden uns als Mordbefleckte vor das Untergericht führen müssen, wenn menschliche Richter gleich Gott uns ins Herz zu sehen vermöchten. Daraus folgt denn, daß, wer seinen Groll in leichtem Schimpfwort (שָׂרָף, Schafkopf) Luft macht, bereits dem *συνέδριον*, dem Obergericht in Jerusalem, das zu den Todesstrafen in geschärftester Form verurteilen durfte, verfallen sein sollte. Wer aber gar seinem Nächsten vorwirft, daß er von aller Religion und Sittlichkeit sich losgelöst habe (*μωρός* = נָבִיל, atheis-tischer Narr, Ps. 14, 1), für den kann kein irdischer Richter mehr eine Strafe finden, er ist der Hölle verfallen. *γέεννα* = גֵּהֶנָּם, eigentlich das Hinnomthal südlich von Jerusalem, zur Königszeit die Richtstätte für die schlimmsten Verbrecher, zugleich berüchtigt durch die Feueropfer für Baal, 2 Kön. 23, 10, übertragen auf den Aufenthaltsort der Verdammten. Und doch ist es noch immer nicht zu Mord und Totschlag gekommen! Aber

2. Positive Seite: auch wer von Mord, Beschimpfung und Groll sich frei erhalte, hätte noch immer nicht dem Willen Gottes genügt. Der Christ soll sogar dann nachgiebig, versöhnlich sich zeigen, wo er der Beleidigte ist, wo nicht er gegen seinen Bruder, sondern sein Bruder etwas wider ihn hat. Das ist so wichtig, daß Jesus erklärt, das Opfer, das seinen Zuhörern gewiß als eine der dringendsten und unentbehrlichsten religiösen Pflichten erschien, müsse Aufschub leiden, wenn jemand dabei der Pflicht sich bewußt werde, seinem zürnenden Bruder die Hand der Versöhnung zu reichen. Auch die Gefahr, die der Mangel

versöhnlicher Gesinnung in sich birgt, stellt Jesus seinen Zuhörern lebhaft vor Augen. Schon im gemeinen Leben ist „ein magerer Vergleich besser als ein fetter Prozeß“, zumal im Orient, wo das Prozessieren, besonders wegen der Bestechlichkeit der Richter, in noch viel höherem Maße als bei uns einem Lotteriespiel gleicht, dessen Ausgang einer, auch wenn er die gerechteste Sache hat, nicht vorhersehen kann. Hat der Richter einmal gesprochen, so wird der Spruch auch unbarmherzig ausgeführt und dem, der jetzt von seinem Rechte nachlassen wollte, wird ein „zu spät“ zugerufen. In wieviel höherem Maße aber vergehen wir uns durch Unversöhnlichkeit in Gottes Augen, vor dem wir allzumal Sünder sind und dem gegenüber wir auf kein Verdienst, keine gerechte Sache pochen können. Erwinnere dich hierbei an den tragischen Konflikt der Ilias, in welcher Achilles durch sein starres und unversöhnliches Festhalten an seinem Recht das Verderben über Patroklos und damit mittelbar über sich selbst herbeizieht.

B. Ehebruch und Scheidung. 5, 27—32.

a. Ehebruch. 5, 27—30.

Auch hier fordert Jesus, daß dem alttestamentlichen Verbote des Ehebruchs, Exod. 20, 14, genügt werde:

1. Negative Seite: durch Vermeidung der bösen Lust, die bereits Ehebruch ist, ehe es zur Thatsünde kommt;

2. Positive Seite: durch Heiligung des Herzens, die, wenn es nötig ist, selbst mit dem Verlust des Teuersten erkaufte werden muß. Das rechte Auge und die rechte Hand achten wir für die wertvollsten und unentbehrlichsten Glieder. Und doch geben wir sie dahin, wenn ihre Erkrankung unserem Leben, etwa durch Blutvergiftung, Gefahr droht. So müssen wir auch in unserem inneren Leben uns von allem losreißen, das uns ein *σκανδαλον*, eine Falle, stellt d. h. uns zur Sünde Anlaß giebt. Das aber ist freilich sehr schwer und sehr schmerzhaft, weil die böse Lust mit uns geboren, also ein Stück unseres Wesens ist.

b. Scheidung. 5, 31—32.

Nach Gottes Willen soll die Ehe nicht gelöst werden. Aber das Gesetz hat um der Herzenshärte des Volkes willen die

Scheidung zugelassen, Matth. 19, 8. Woraus wir wiederum lernen, daß auch im Reiche Gottes das Gesetz der Entwicklung gilt und daß mit der *μετάνοια*, der Sinnesänderung des in das Reich Gottes Tretenden noch keineswegs, weder für den Einzelnen noch für die Gesamtheit der Gläubigen, die Höhe christlicher Sittlichkeit erstiegen ist, daß vielmehr Jahrtausende dazu gehören, um sie zu voller Entfaltung zu bringen. Um nun bei der zugelassenen Scheidung Willkür und Gewaltthat dem schwächeren Weibe gegenüber einzuschränken, wurde im Alten Testament wenigstens eine bestimmte Ordnung für die Scheidung festgesetzt. Sie galt nur für rechtmässig, wenn dem Weibe ein Scheidebrief erteilt war. Wer nun aber meint, sagt Jesus, in Gottes Augen ein *δίκαιος* zu sein, weil er diese Ordnung nicht verletzt hat, der irrt. Nur im Falle des Ehebruchs d. h. wenn das Weib bereits die Ehe durch Entheiligung aufgehoben hat, ist der Scheidebrief und damit die Scheidung in Gottes Augen gerechtfertigt.

Wie leicht man sich mit der Ordnung des Scheidebriefs zufrieden gab, zeigen die Auslegungen der Rabbiner zu Deut. 24, 1, wonach ein Mann sein Weib entlassen konnte, wenn „sie sein Wohlgefallen nicht erlangt, weil er etwas Widerwärtiges an ihr entdeckt“. Hillel verstand unter dem Widerwärtigen jede dem Manne unangenehme Sache, z. B. wenn das Weib ihm sein Leibgericht nicht nach Gefallen bereite; Schammai faßte es ernster als Lasterhaftigkeit auf; Akiba ging soweit, zu behaupten, daß die Widerwärtigkeit feststehe, sobald eine andere ihm besser gefalle.

Daß, was vom Weibe, auch vom Manne gilt, daß Ehebruch auch seitens des Mannes die Ehe löst, ist selbstverständlich.

Kann es aber gerechtfertigt werden, daß außer dem Ehebruch im eigentlichen Wortsinne die Gesetzgebung unserer Zeit auch andere Scheidungsgründe gelten läßt, z. B. bössliche Verlassung, die das Ehe- und Familienleben völlig aufhebt, Bedrohung mit Mord u. dgl. m.? Gewiß, denn abgesehen davon, daß die angeführten Ehescheidungsgründe dem sogenannten groben Ehebruch hinsichtlich der Entheiligung und Zerstörung der Ehe völlig gleichstehen, ist festzuhalten, daß unsere Staaten nicht das Reich Gottes, ja nicht einmal christliche Staaten sind. Sie sind vielmehr Gemeinschaften, in denen auch für Juden, Türken

und allerlei Heiden Platz ist, auch für solche, die mit Bewußtsein vom Christentum sich lossagen. Daß sie in der Entwicklung zum vollkommenen Gottesreich, das auch seine äußeren Segnungen über alle Menschen ergießen soll, eine wichtige Stufe bilden, daß in ihnen viel mehr Christentum zur That und Wahrheit wird als in den Staaten irgendeiner früheren Zeit, ist richtig. Darum soll auch das Ziel, die Ausprägung des Gotteswillens in seiner ganzen Tiefe auch im Gesetze der Staaten, festgehalten werden, aber die volle, rücksichtslose Durchführung ist heute noch ebenso wenig möglich, als sie es zur Zeit des Alten Testaments war. Heute wie damals, wenn auch heute in schon sehr vermindertem Maße, hindert eine solche Durchführung die „Herzenshärte“ d. h. die noch immer nicht volle sittliche Reife.

C. Der Eid. 5, 33—37.

Es giebt zwei Arten des Eides. Im Versicherungseide rufen wir, weil andere Zeugen fehlen, Gott zum Zeugen an, daß etwas unserer Aussage entsprechend sich verhalte oder geschehen sei. Im Gelobungseide rufen wir Gott zum Zeugen dafür an, daß wir ein Versprechen, das wir mit dem Eide zugleich abgeben, auch in Zukunft erfüllen werden. Hinsichtlich des ersten Eides verbietet das Alte Testament den Meineid, Lev. 19, 12, hinsichtlich des zweiten gebietet es die Treue, Deut. 23, 22—24. Demnach gestattet es auch beide Arten des Eides, aber freilich nur wegen der noch fehlenden sittlichen Reife inbezug auf Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit. Dazu kam nun die von manchen Rabbinen gemachte Unterscheidung von Eiden, die bei Gott, und solchen, die bei Geschöpfen geschworen sind und von denen nur jene als verbindlich erklärt worden.

Dem gegenüber: 1. hebt Jesus jeden Unterschied auf und erklärt auch jeden Eid, der „beim Himmel, der Erde, bei meinem Kopfe, Worte, Ehrenworte“ u. s. w. geschworen wird, für verbindlich, weil alles Geschaffene allein in Gottes, nicht in unserer Macht steht, und 2. verbietet er Christen, Bürgern des Reiches Gottes, alles Schwören überhaupt und ohne Ausnahme. Dies den klaren Worten Jesu gegenüber: *μὴ ὀμῶσαι ὅλως*, daß wir überhaupt nicht schwören sollen und daß

alles, was über das einfache ja und nein hinausgeht, Sünde sei, ableugnen zu wollen, ist eitel Sophisterei.

Man hat die Verdrehung und Verklausulierung der klaren und unmißverständlichen Worte Jesu damit beschönigen wollen, daß man auf Jesu Eid, Matth. 26, 63—64 und auf den des Paulus, Gal. 1, 20, hingewiesen hat. Jesus würde gegen seine eigene Vorschrift gehandelt, sich eines widerspruchsvollen Verhaltens, der Apostel des Ungehorsams schuldig gemacht haben. Auch auf Hebr. 6, 16 hat man wohl verwiesen.

Aber: 1. Auf Jesu Verhalten vor dem Hohepriester sollten sich am wenigsten die berufen, die sich den Sohn Gottes in mönchisch-mittelalterlicher Weise mit dem Heiligenschein um das Haupt vor seinen Richtern denken; die ihn nach Art des Doketismus seiner wahren Menschheit berauben, vergessen, daß er nicht nur als Volksgenosse den Gesetzen und Gewohnheiten seines Landes unterworfen war, sondern daß er als Israelit auch allen Forderungen des Alten Testaments zu entsprechen hatte, Matth. 3, 15; die gegen die Schrift jeden Unterschied zwischen dem Sohne Gottes und Gott, dem Vater, verwischen, 1 Kor. 15, 27—28, und eigentlich nicht den Sohn, sondern den Vater vor Gericht stehen lassen. Denn bei solcher Auffassung schwört vor dem Hohepriester nicht ein Mensch, sondern Gott, der Vater, selbst. Wenn aber Gott sich selbst zum Zeugen anruft, so ist das nichts anderes, als wenn wir ja oder nein sagen, also überhaupt kein Eid in dem hier besprochenen Sinne. Dadurch erledigen sich auch die aus Hebr. 6, 13—17 für das Fortbestehen des Eides geltend gemachten Gründe. Für uns aber, die wir Jesu Verhalten nach den klaren Worten der h. Schrift erklären, steht die Sache sehr einfach. Der Prozeß Jesu wurde streng nach den Normen geführt, die das Alte Testament vorschrieb und er, dessen Aufgabe es war, in Gehorsam alle „Gerechtigkeit zu erfüllen“, war als Israelit verpflichtet, den Eid zu leisten, den sein Richter dem im Alten Testament geoffenbarten Gotteswillen gemäß von ihm forderte. Hat er doch sogar alle Zeremonialgesetze gehalten. Er konnte und durfte auch gar nicht anders handeln, denn als Gesetzesverächter wäre er sofort von seinem Volke ausgestoßen worden, und er hätte dem Willen Gottes, daß das Heil aus Israel

kommen sollte, daß er zunächst nur gesandt sei zu den „verlorenen Schafen Israels“, geradezu entgegengehandelt. Auch seine eigenen Worte Matth. 26, 64 beweisen das. Er sagt nicht: Ich versichere eidlich, wie du verlangst, daß ich der Messias und Gottes Sohn bin, denn ihr habt mich ja zur Rechten Gottes sitzen sehen, sondern: Von jetzt ab werdet ihr mich zur Rechten Gottes sitzen sehen. Die Gestalt des Gottesreiches, in welcher er im Stande der Erhöhung von der Form des alttestamentlichen Gesetzes frei ist, soll erst kommen, jetzt, vor seinen Richtern, im Stande der Erniedrigung, ist er als treuer Israelit an dieselbe noch gebunden. — 2. Noch weniger darf man sich auf Paulus, Gal. 1, 20 berufen. Der Apostel selbst unterscheidet scharf, 1 Kor. 7, 12, zwischen dem, was er im Auftrage Gottes und dem, was er aus eigenem Willen sagt und thut. Daß er in letzterem irren und fehlen kann, hat noch niemand bestritten, und wer aus seiner eidlichen Versicherung die Berechtigung des Eides im Reiche Gottes ableiten wollte, der könnte auch aus des Petrus Verhalten in Antiochia, Gal. 2, 11 ff., das Recht zur Heuchelei für die Christen ableiten. — 3. Was aber endlich Hebr. 6, 16 betrifft, so ist doch nur auf das hingewiesen, was unter den Menschen, Heiden wie Juden, allgemein üblich sei, aber eine Billigung oder Empfehlung dieses Verfahrens ist nicht ausgesprochen.

Es bleibt also dabei: Uns Christen als solchen, d. h. als Bürgern des Reiches Gottes, ist und bleibt alles Schwören ein für allemal verboten, und es ist ganz selbstverständlich, daß kein Christ aus freien Stücken sich zu einem Eide er bieten oder gar drängen darf.

Eine ganz andere Frage aber ist es, ob ein Christ der Obrigkeit, die einen Versicherungs- oder Gelobungseid von ihm fordert, den Gehorsam verweigern soll? Wer, wie die Quäker und Mennoniten, das verlangt, erkennt völlig den Charakter des Gottesreiches. Jesus hat verkündet, daß die Zeit erfüllt und das Gottesreich da sei, Mark. 1, 15, und uns doch um sein Kommen beten gelehrt, Matth. 6, 10. Es war allerdings da, als der Sohn Gottes unter den Menschen erschien, und doch wird es noch Jahrtausende währen, ehe es in seiner ganzen Herrlichkeit und Vollkommenheit gekommen ist. Es kann

auch heute vollkommen da sein in den Herzen einzelner Christen, die durch die *μετάνοια*, die Sinnesänderung, umgeschaffen sind, aber die Umgestaltung der äusseren Verhältnisse der Menschen in Kirche, Staat und Gesellschaft geht nur sehr langsam vor sich und kann immer nur als Frucht am Baume der wachsenden Sittlichkeit reifen. Unsere Staaten aber sind noch weit entfernt davon, „christlich“ zu sein. Sie sind nicht nur für Leute aus allerlei Religionen bestimmt, sondern sie müssen, auch wo sie im Grunde christlich sein möchten, der „Herzenshärte“ noch ebenso gut, wenn auch in minderem Grade, Rechnung tragen, wie es die alttestamentliche Theokratie thun mußte. Dafs a) in diesen Staaten, in deren Grenzen es sich keineswegs nur um den Verkehr von Bürgern des Himmelreichs untereinander handelt, der Eid noch unentbehrlich ist, ist ebenso selbstverständlich wie b) unser Gehorsam gegen die Obrigkeit und c) unser Streben, mehr und mehr Zustände herbeizuführen, die sich dem idealen Gottesreiche der Zukunft nähern. Ohne den Zwang der Obrigkeit zugunsten der Erhaltung von Staat und Gesellschaft, also im Privatverkehr, vor allem unter Verwandten, Freunden, Glaubensgenossen u. s. w. bleibt der Eid unbedingt verboten.

D. Das Recht der Wiedervergeltung, 5, 38—42,

das *ius talionis*, ist Exod. 21, 24. 25 gelehrt, aber nur als ein Recht der Obrigkeit. Der Abschnitt beginnt V. 12 mit dem Gebot: „Wer einen andern schlägt, so dafs er stirbt, der soll mit dem Tode bestraft werden.“ Lev. 19, 17—18 aber ist die Anwendung jenes Rechtes im Privatverkehr, seitens des Einzelnen, am Streit Beteiligten behufs Kühlung seiner Rachgier und seines Hasses, geradezu verboten. Nicht gegen das erste, nicht gegen die staatliche Ordnung, die durch einen Dritten, Unbeteiligten den Streit schlichten und den Verbrecher strafen läfst, richtet sich Jesu Wort, sondern gegen die Verächter von Lev. 19, 17—18. Es ist jene unausrottbare Gemeinheit des hasserfüllten Menschenherzens, die 1. das, was der unparteiischen Obrigkeit zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung allein gestattet ist, auch für die Befriedigung ihrer Gier in Anspruch nimmt; die 2., weil sie der

Liebe vergiftet und nur der Selbstsucht folgt, auch die Hilfe der Obrigkeit dem Buchstaben des Gesetzes nach unbarmherzig in Anspruch nimmt, ohne zu fragen, ob sie dadurch nicht mehr zerstört als gut macht. Dieser tiefgewurzelten Gemeinheit des Hasses setzt Jesus in gnomologischer Sprechweise (vgl. den allgem. Teil, 4, c.) das unbedingte Gebot der Nachgiebigkeit, des schuldlosen Leidens (V. 39), der Bereitwilligkeit, von seinem guten Rechte abzustehen (V. 40), der Aufopferung für den andern (V. 41) und der steten Hilfsbereitschaft mit allem, was wir sind und haben, für den Nächsten entgegen. Er thut es gerade hier in dieser Form, ohne den notwendigen Ergänzungssatz auch nur zu erwähnen, weil — leider — bei Menschen, auch bei Christen, nicht zu befürchten ist, daß sie die Verfolgung ihres Rechtes unterlassen, wohl aber, daß sie versäumen, sich zu fragen, ob diese Verfolgung auch dem dritten, höheren Gebot, von dem Verfolgung und Verzicht gleichmäÙig bestimmt werden sollen, dem Gebot der Liebe zum Nächsten, entspreche.

Führen wir demnach seine Lehre aus, wie sie sich aus den vorliegenden und den sonstigen Worten Jesu und aus seinem Verhalten ergibt, so ist sie kurz folgende:

1. Gottes Wille wird nur erfüllt, wenn der Grund unseres Handelns gegen den Nächsten die Liebe zum Nächsten, das Ziel unseres Handelns seine Besserung und Gewinnung für Gottesreich ist. Wir sollen (5, 9) stets als Friedestifter handeln.

2. Wegen der Gefahr, daß, wenn wir uns selbst Recht schaffen, Eigenliebe, Haß, Rachsucht sich geltend machen, haben wir, vom Falle der Notwehr abgesehen, die Verfolgung unseres Rechtes, wenn wir geschädigt sind, der Obrigkeit zu überlassen. Dazu haben wir ein zweifelloses Recht.

3. Ob wir aber von diesem Rechte Gebrauch machen sollen, hängt ganz und gar davon ab, ob wir damit dem Nächsten nützen oder schaden, ob wir ihn damit dem Reiche Gottes gewinnen oder von demselben entfernen. Beispiel: In deinem Hause dient eine Magd, treu, fleißig, ehrlich. Eines Tages entdeckst du, daß sie dich um ein Brot bestohlen hat, nicht um sich zu bereichern, sondern um den Hunger ihrer blutarmen Mutter zu stillen. Wahrlich, es braucht einer kein Christ

zu sein, sondern nur ein braver Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, um den für einen Schurken zu erklären, der in solchem Falle ein armes Mädchen der obrigkeitlichen Bestrafung und damit der Schande und vielleicht völligem Verderben überlieferte. Der wackere Mann wird nicht nur den Streich auf die rechte Wange hinnehmen d. h. ihr den Brotdiebstahl verzeihen, sondern ihr auch sagen: „Kind, stiehl hinfort nicht mehr, aber wenn deine alte Mutter Hunger leidet, so komm zu mir, ich will ihr helfen“, und damit die linke Wange zum Schlage hinhalten. So recht das gehandelt ist, so verkehrt wäre dasselbe Verfahren dem frechen, verstockten Bösewicht gegenüber, der solche Güte als Dummheit verlachen und für sich ausbeuten würde. Dafs ihm gegenüber allein der Weg des Rechtes zu befolgen ist, hat Jesus durch sein eigenes Verhalten vor Gericht erläutert: Joh. 18, 19—24. Denn als der Hohepriester gegen ihn wegen heimlicher Verbindungen und Verschwörungen inquirierte und Jesus sich entrüstet darauf berief, dafs er stets offen und frei gewirkt und geredet habe, da empörte dieser Freimut einen der Gerichtsdiener, der, was nicht seines Amtes war, ihm ins Gesicht schlug. Da hat Jesus nicht die andere Wange hingehalten, sondern verlangt, dafs man ihm entweder beweise, er habe unrecht gethan und den Schlag verdient oder, wenn das nicht der Fall sei, diese Mißhandlung erkläre und rechtfertige.

4. Rachsucht und Rechthaberei müssen unter allen Umständen ausgeschlossen bleiben, zumal wir die Pflicht haben, jedem, auch dem Verkommensten, der Nächste zu sein, nie fragen dürfen dem Nächsten gegenüber: Was ist mein Recht? sondern: Was ist meine Pflicht? ¹ Der Christ wird daher in zweifelhaften Fällen und vor allem jedesmal dann, wenn er die Regungen des

1) Das allein, nicht die noch jetzt oft sogar von der Kanzel als alleiniger Inhalt des Gleichnisses verkündete Pflicht der Toleranz und Hilfsbereitschaft, ist der Zweck des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter. Luk. 10, 25 ff. Der Theologe fragt Jesus: „Wer ist mein Nächster?“ V. 29. Jesus aber, nachdem er das Gleichnis erzählt hat, antwortet durch die Gegenfrage, V. 36: „Wer ist der Nächste nach deiner Meinung gewesen für den, der unter die Mörder gefallen war?“ Er will also sagen: Deine Fragestellung war grundfalsch. Du sollst garnicht fragen: Wer ist mir der Nächste? sondern: Wem bin ich der Nächste?

Hasses und der Rachgier in seinem Herzen spürt, lieber Unrecht leiden als durch Verfolgung seines Rechtes Unrecht thun wollen.

Durch diese Worte Jesu ist die sogenannte Jesuitenmoral tödlich getroffen. Denn sie besteht viel weniger, wie gemeinhin geglaubt wird und wie die landläufigen Darstellungen behaupten, in der Aufstellung verkehrter Morallehren als vielmehr in der sündlichen Anwendung an sich richtiger und wahrer Sittengesetze. Dafs der „Zweck oft allein das Mittel heiligt“, ist gar nicht zu bestreiten. Das lehrt jede Expropriation von Privateigentum zum allgemeinen Besten. Ja, die Welt würde ohne dieses Gesetz versumpfen müssen, da keine Reformation möglich ist, bei der nicht zahlreiche legitime Ansprüche und verbrieft Rechte weichen müßten. Aber zu grauenerregenden Verirrungen führt es, wenn der Einzelne diesen Satz in den Dienst seiner Selbstsucht stellt, wenn (Escobar, Theol. moralis IV, 336) auf Grund jenes Satzes jemand sich eines von ihm in der Trunkenheit begangenen Mordes soll freuen dürfen, weil ihm dadurch ein reiches Erbe zufällt. Wir haben gesehen, dafs wir das Recht haben, unter Umständen einen Verleumder bestrafen zu lassen. Dafs wir ihn aber selbst sollen ermorden (Amicus, Cursus theologici V, 544. Airault, Propositions, S. 319), also Beleidigter, Ankläger, Richter und Henker in einer Person sein dürfen, ist direkt widerchristlich. Ebenso wenig leugnet die Jesuitenmoral den Satz, dafs wir „den Nächsten lieben sollen als uns selbst“, aber sophistisch deutet sie ihn um (Gury, Comp. th. m., Nr. 220), indem sie sagt: „Jeder muß geradezu und absolut sich selbst mehr lieben als den Nächsten, weil — jeder sich selbst mehr der Nächste ist als jeder andere“, und öffnet damit dem größten Egoismus mit seinen furchtbaren Ausschweifungen Thür und Thor.

In ganz derselben antichristlichen Weise rechtfertigten die Jesuiten (Hurtado, Laymann, Escobar, Sanchez u. s. w.) das Duell, das nach den Worten Jesu im vorliegenden Abschnitt unbedingt und unter allen Umständen zu verwerfen ist. Und wenn das Duell von den protestantischen Nachbetern der Jesuiten als mit dem Christentum in Einklang stehend verherrlicht und von Leuten verteidigt wird, die sich für treue Anhänger und Hüter der christlichen Religion glauben ausgeben zu dürfen, so

beweist das nur, daß die antichristliche Jesuiterei nicht bloß im Jesuitenorden und in der römischen Kirchenabteilung, sondern auch da zuhause ist, wo das Christentum nur ein Deckmantel zur Erreichung selbstsüchtiger politischer Zwecke und zur Aufrechterhaltung des heidnischen Kastengeistes ist.

E. Das Verhältnis zum Feinde. 5, 43—48.

Das Alte Testament gebietet Liebe zum Nächsten, zum Juden wie zum Fremden, der wie ein Landeseingeborener behandelt werden soll. Lev. 19, 18. 34. Die pharisäische Entstellung des klaren Gebotes ging 1. dahin, daß nur der Jude als Nebenmensch, auf den das Gebot der Liebe sich beziehe, betrachtet wurde; 2. daß man für den Nichtjuden aus dem Gebot den logischen Gegensatz glaubte folgern zu müssen, daß der Fremde zu hassen sei. Diese Auslegung war natürlich der sündigen Selbstsucht hoch willkommen, und es bildete sich, besonders seit der Rückkehr aus dem Exil und der damals erfolgenden Umbildung des alten Israel zum neuen, engherzigen Judentum, jenes „odium generis humani“ aus, das die Juden im Altertum zum Gegenstande des allgemeinen Abscheues machte. Dem gegenüber lehrt Jesus, daß wir den Nächsten als solchen lieben müssen, gleichviel ob er uns Freund oder Feind ist. Damit allein handeln wir wie Gott, zeigen wir uns als seine wahren Kinder.

Daß die Sophistik des Egoismus auch dies erhabene Gebot Jesu zu verkehren und einen Vorwand für die Befriedigung seines Hasses zu finden gewußt hat, darf nicht Wunder nehmen. Römische wie protestantische Jesuiten haben erklärt, daß Jesus uns nur unsere Feinde lieben, dagegen Gottes Feinde hassen heiße. Damit wäre denn alle Inquisition, die alte wie die moderne, glänzend gerechtfertigt, wenn nicht ein Wort des Apostels Paulus all dieser Sophisterei ein Ende machte: „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn.“ Vgl. die ganze Stelle Röm. 14, 1 ff.

Die herrlichen Worte Jesu in V. 44 über die Feindesliebe sind oft und werden vielfach noch heute als das eigentlich Wesentliche und als die neue Offenbarung auf sittlichem Gebiet, die erst Jesus gebracht habe, angesehen. Diesen Worten und

ihrer thatsächlichen Übung durch die ersten Christen, sagt man, verdanke das Christentum seinen Sieg über die Welt. Das ist grundfalsch. Man vergleiche folgende herrliche Stelle aus Platos Kriton, 49:

Sokrates. Auf keine Weise also soll man Unrecht thun? Kriton. Freilich nein. Sokrates. Also auch nicht der, dem Unrecht geschehen ist, darf wieder Unrecht thun, wie die meisten glauben, wenn man doch auf keine Weise Unrecht thun darf? Kriton. Ich glaube nicht. Sokrates. Und wie doch? Darf man einem Übles zufügen oder nicht? Kriton. Man darf es nicht. Sokrates. Aber wie, Übles vergelten, nachdem man es erlitten, ist das, wie die meisten sagen, recht oder nicht? Kriton. Nimmermehr. Sokrates. Denn jemandem Übles zufügen ist nicht unterschieden vom Unrecht thun? Kriton. So ist es. Sokrates. Also darf man weder Beleidigungen vergelten, noch irgendeinem Menschen übles zufügen und wenn man auch, was es immer sei, von ihm erleidet.

Wenn Jesu Lehre von der Feindesliebe das Wesen des Christentums ausmache, dann müßte man sich billig wundern, daß nicht des Sokrates Christentum schon die Welt überwunden hat. Ist sich der große Grieche doch sogar bewußt, daß zwischen der von ihm gepredigten Moral und der alltäglichen, die die Selbstsucht lehrt, ein Abgrund gähne, daß zwischen den Anhängern der verschiedenen Richtungen gar kein Verhandeln möglich sei. Des Rätsels Lösung ist für uns nicht schwer. Noch nie ist ein Menschenherz durch Zwang oder Gewalt, noch nie durch bloße Moralpredigten, mochten sie noch so lang und rührend sein, gebessert und zur Sinnesänderung, *μετάνοια*, gebracht worden. Dazu bedarf es stets eines persönlichen Beweggrundes, von dem es in seinem tiefsten Empfinden erschüttert wird. Und diesen Beweggrund, der die Herzen zu gewinnen vermochte, bot allein das Christentum seinen Gläubigen in der Gewißheit, daß Gott aus Liebe zu ihnen vom Himmel gestiegen, in einem Menschen, zu dem sie volles Vertrauen haben konnten, weil er teil genommen an unserer Schwachheit, sich uns geoffenbart habe, um uns mit ihm zu versöhnen und uns mit allem Segen zu überschütten.

III. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in ihrer Erscheinung vor anderen. 6, 1—18.

1. Die Äußerungen der Rechtbeschaffenheit im allgemeinen. 6, 1.

Die Rechtbeschaffenheit ist ein Gut des Herzens und darum nur Gott bekannt. Aber sie soll und muß auch den Menschen offenbar werden, da nur auf diese Weise der Christ seinen Beruf als Friedestifter vollziehen kann. Vgl. 5, 13—16. Diese Offenbarung aber geschieht, wie schon 5, 16 gelehrt ist, allein durch die Werke. Die *δικαιοσύνη* vor Gott wird uns demnach allein durch die *πίστις* zuteil; davon handelt, besonders eingehend in den Briefen an die Römer und die Galater, Paulus; die *δικαιοσύνη* vor den Menschen aber erringen wir durch die Werke, wie Jakobus, 2, 14—26, in Ergänzung der Lehre des Paulus das darstellt. Wie aber nur die *πίστις* die *δικαιοσύνη* bringt, die aus dem *πτωχὸν εἶναι τῷ πνεύματι*, aus dem demütigen Bewußtsein der eigenen Hilflosigkeit quillt, die Gott allein die Ehre giebt, so sind auch nur diejenigen Werke ein Zeichen der *δικαιοσύνη*, die lediglich als Frucht derselben aus ihr folgen und nur auf die *εἰρηνοποιία*, die Förderung des Reiches Gottes, gerichtet sind. Verbindet sich mit ihnen ein selbstsüchtiger Zweck, Befriedigung der Eitelkeit, des Stolzes, der Prahlucht, so schwindet ihr Wert dahin. Der Lohn, den wir suchen, nämlich Bürger des Reiches und Gottes Kinder zu sein, bleibt aus.

Unter den Werken, die wir als Zeichen unserer Rechtbeschaffenheit unsere Mitmenschen sehen lassen sollen, sind natürlich nicht bloß sogenannte kirchliche Werke, am wenigsten kirchliche Großthaten oder gewisse kirchliche Manieren verstanden, wie das irrigerweise Romanismus und Pietismus lehren. Das ist ja vielmehr das echt christliche, von den Reformatoren wieder hergestellte Lebensideal, daß all unser Thun geheiligt und ein Gottesdienst sein soll, und daß, wie Luther sagt, einer Magd Thun, die das Haus reinigt, um nichts geringer ist als aller Heiligen, Mönche und Nonnen Werk. Wohl aber tritt die *δικαιοσύνη* des Christen in dreierlei Thun ganz besonders deutlich für

andere in die Erscheinung: in der aufopfernden Liebesthätigkeit, im Gebet, in der christlichen Selbstzucht. Denn die Art, wie der Christ sich zu den Mitmenschen, zu Gott und sich selbst stellt, ist so ganz verschieden von der Art, wie andere handeln, daß er dadurch am meisten der Stadt auf dem Berge, dem Licht auf dem Leuchter gleicht. Deshalb werden diese drei Stücke der Äußerung christlicher Rechtbeschaffenheit besonders behandelt.

2. Das Almosengeben. 6, 2—4.

Die christliche Caritas war zu ihrer Zeit eine ganz neue Erscheinung in der Welt. Zwar hat es auch vor dem Erscheinen des Christentums einzelne edle Männer gegeben, die ihr Leben ganz in den Dienst anderer stellten; auch ist der Begriff der „Humanität“, wie ihn die edelsten Geister Griechenlands ausgebildet haben, ein Vorläufer der christlichen Bruderliebe. Aber das war etwas Neues und erregte die Bewunderung der Heidenwelt, daß die Christen alle ihre Mitmenschen¹ ohne Unterschied des Standes, der Abstammung, des Geschlechts, Ranges, der Religion u. s. w. als Brüder ansahen und behandelten, daß die Bruderliebe nicht bloß ein Gesetz für den Einzelnen war, sondern das soziale Leben der Gemeinden gestaltete. Eine geregelte Krankenpflege, daß man von Gemeindewegen der Armen, Verlassenen, Wittwen und Waisen sich annahm, daß man zuerst den brutalen Kampf ums Dasein, in dem nur der Stärkere ein Recht zu leben und zu gedeihen hat, durch Aufopferung für das Kranke und Schwache ersetzte und dies als eine Pflicht aller gegen alle Menschen anerkannte, das war das Neue und Unerhörte, das selbst die Meister des Rechts und der Verwaltung, die Römer, in Erstaunen setzte. Durch solche Werke haben die ersten Christen zahllose Heiden dem Christentum gewonnen; solche Werke in Verbindung mit der Freudigkeit des Martyriums wurden der Same zu immer weiterer Ausbreitung der Kirche. Denn die ersten Christen thaten solches nicht, um „von den Menschen verherrlicht zu werden“, vielmehr waren Verfolgung und qualvoller

1) Denke an den Unterschied von Griechen und Barbaren, Freien und Sklaven bei den Alten!

Tod vielfach ihr irdisches Los. Wir haben darum auch das „Almosengeben“ nicht bloß einseitig von der Gabe an den Bedürftigen, sondern nur als ein Beispiel davon, wie wir die Bruderliebe üben sollen, aufzufassen. Ausgeschlossen sein muß der Zweck, dadurch als besonders fromm und rühmend bei andern erscheinen zu wollen; wir dürfen uns selbst nicht einmal sagen, daß wir etwas Verdienstliches gethan haben, die linke Hand soll nicht erfahren, was die rechte thut; wir müssen immer des eingedenk bleiben, daß, wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun schuldig sind, wir doch nur unnütze Knechte sind. Und Pflicht, nichts weiter, ist das Almosengeben, die Aufopferung für die Brüder, denn alles, was wir haben, gehört nicht uns an, sondern Gotte, und wir sind allein die von ihm bestellten Verwalter. Vgl. zu 6, 19—34. Hieraus ergibt sich für den Christen die Regel der Praxis, daß, wenn er merkt, daß Eigenliebe und Eitelkeit beim Wohlthun sich rühren, er auf die Öffentlichkeit, die an sich natürlich nicht verboten ist, freiwillig verzichtet. Man läßt dann z. B. seinen Namen nicht mit der bezeichneten Summe in der Zeitung abdrucken.

3. Das Gebet. 6, 5—15.

Auch das Gebet des Christen ist völlig verschieden vom Gebet derer, die noch außerhalb des Reiches Gottes stehen. Jesus giebt daher:

A. Die Kennzeichen des unchristlichen Gebets. 6, 5—8.

Dieselben sind:

1. Der verkehrte Zweck: von den Leuten gesehen und als gottinniger, frommer Mann gepriesen zu werden. Wo dieser Zweck verfolgt wird, ist Heuchelei vorhanden, d. h. es wird ein Zustand, ein Gefühl erheuchelt, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Denn zum Gebet treibt gerade das Bewußtsein der Armut, Hilfsbedürftigkeit und Schwachheit, das doch dem abgeht, der auf die Jagd nach Ehre und Ruhm sich begiebt.

2. Die verkehrte Absicht: Gott über unsere Bedürfnisse unterrichten zu wollen, während er, der Allwissende, sie doch kennt, ehe wir sie ihm vortragen. Diese Verkehrtheit,

zu meinen, Beten und Kirchengehen sei um Gottes willen da, wir thäten Gott einen Gefallen damit, ist auch in der Christenheit noch weit verbreitet. Wir beten aber nicht um Gottes, sondern um unsertwillen. Auch können wir nicht durch unser Gebet Gottes Sinn und Willen ändern. Denn entweder hat Gott vorher Gutes mit uns vorgehabt und dann liesse er sich, wenn er seinen Sinn auf unser Gebet hin änderte, gleich einem schwachen Vater von einem thörichten Kinde beschwatzen, zu gewähren, was dem Kinde schaden muß — und wäre nicht allweise. Oder er hätte es vor unserm Gebet böse mit uns gemeint und liesse sich erweichen, dann wäre er nicht heilig und allgütig¹. Wir können weder etwas von Gott erbetteln, was er uns nicht ohnehin gegeben hätte (vgl. Luthers treffliche Auslegung zur 4. Bitte: Gott giebt täglich Brot auch wohl ohne unser Gebet allen bösen Menschen, und dazu Matth. 5, 45), noch seinen Willen umändern. Das erkennen auch Christen, selbst wenn sie „heidnisch“ beten, in gewissen Grenzen immer an. Sie beten z. B. vielleicht, wenn einer ihrer Lieben auf dem Krankenbett liegt, daß Gott ihn gegen den Lauf der Natur durch ein Wunder gesund machen möge, ist er aber entschlafen, so geben sie sich darein. Ja warum denn? Kann denn der Gott, der Kranke wunderbar zu heilen vermag, nicht auch Tote erwecken? Doch man wird fragen: Welches ist denn nun der Zweck des christlichen Gebets? Darüber s. zu 7, 7—11.

3. Aus dem verkehrten Zweck und der verkehrten Absicht folgt die *πολυλογία*, das Geschwätz, der unnütze Wortreichtum beim Beten. Wer gesehen werden will, betet recht lange, wer Gott über seine Bedürfnisse unterrichten zu müssen glaubt, trägt ihm alle Kleinigkeiten vor, *βαττολογεῖ*, die ihm doch von selbst zufallen (6, 33), und wer seine Absichten, die er mit uns hat, glaubt ändern zu können, der muß ihm lästig werden, damit Gott müde wird und ihn erhört, um ihn nur los zu werden.

1) Es ist selbstverständlich, daß im Alten Testament (vgl. z. B. Exod. 32, 9—14) die Ausdrücke, daß Gott etwas „gereut“ und daß er sich „begütigen“ läßt, anthropomorphisch und dem Verständnis des unentwickelten Volkes angepaßt sind.

Dafs auf diesem Gebiet noch vielfach auch heute in der Christenheit das von Jesus getadelte „heidnische“ Wesen herrscht, beweist nicht nur das Paternoster und Ave Maria Geplapper, das Rosenkranzbeten und Brevierbeten der Römischen, sondern es fallen auch manche sogenannte „allgemeine Kirchengebete“ und Litaneien, wie sie noch in der evangelischen Kirche in Gebrauch sind, unter dies Urteil Jesu.

B. Das Mustergebet. 6, 9—13.

Das Gebet des Herrn richtet sich lediglich auf das Reich Gottes und liefert damit den Beweis, dafs jedes Gebet um Güter, die nicht auf dasselbe Bezug haben, unnütz, vergeblich, kurz gesagt heidnisch, unchristlich ist. Damit ist nicht gesagt, dafs unsere Gebete sich nur auf rein geistiges, wie Sündenvergebung u. a., zu richten hätten. Vielmehr haben wir (vgl. Allgem. Teil, Nr. 2 und zu 5, 4—6) schon gesehen, dafs auch die Umgestaltung der äufseren Lebensverhältnisse zum Kommen des Gottesreiches gehört. Aber das ist allerdings richtig, dafs Gebete um äufserer, materielle Güter, um leibliches Gedeihen, Wohlstand, Friede u. s. w. immer nur soweit berechtigt sind, als alle diese Dinge mit der Fortentwicklung des Reiches Gottes in notwendiger Verbindung stehen.

Das Gebet besteht aus der Anrede und sechs Bitten, von denen drei sich auf die objektive Seite des Reiches, sofern dasselbe Gottes Stiftung in der Welt ist, drei sich auf die subjektive Seite, die Bürger des Reiches, beziehen. Die als Schluß in der Regel beigefügte Doxologie ist unecht.

1. **Die Anrede.** Gott wird als Vater angeredet (vgl. die treffliche Erklärung Luthers im Katechismus), um den Unterschied zur vorchristlichen Theokratie, in der er der Herr, die Menschen die Sklaven waren, lebhaft zum Bewußtsein zu bringen. Im ganzen Umfange des Alten Testamentes kommt der Vatername für Gott inbezug auf die Menschen nur zehnmal vor: Deut. 32, 6. 2 Sam. 7, 14. Ps. 68, 6; 89, 27; 103, 13. Jes. 63, 16. Jer. 3, 4. 19. Mal. 1, 6; 2, 10, nirgend aber im neutestamentlichen Sinne. Er ist Vater der Menschen, weil er sie geschaffen hat, Deut. 32, 6. Mal. 2, 10, wie er aus demselben Grunde

Vater des Regens ist, Hiob 38, 28; ferner, weil er sie nur in menschlicher Weise züchtigen will für ihre Fehler, 2 Sam. 7, 14; weil er David Sieg in reichem Maße gegen die Feinde verleiht, Ps. 89, 27; weil er die Not der Menschen kennt, während ihre verstorbenen leiblichen Ahnen nichts mehr von ihnen wissen¹, Jes. 63, 16. In den übrigen Stellen, Ps. 68, 6; 103, 13. Jer. 3, 4. 19. Mal. 1, 6, wird der Ausdruck nur bildlich innerhalb eines Gleichnisses gebraucht. Er wird mit dem „Anwalt“ zusammengestellt, um Gottes eifrige Fürsorge für Witwen und Waisen zu bezeichnen; oder das treulose Weib nennt den verlassenen Gatten, zu dem sie zurückkehrt, ihren Vater und den Vertrauten ihres Herzens oder endlich verlangt Gott, daß man ihn ehre, wie ja der Sohn den Vater, der Sklave den Herrn ehre. Das ist alles. Im Neuen Testament dagegen wird Gott in ganz anderem Sinne und an 248 Stellen Vater genannt, und wenn wir darum auch anerkennen, daß er aller Menschen Vater ist, Apg. 10, 34—35, so haben wir doch das Recht, ihn in besonderem Sinne unseren Vater zu nennen. Denn nach Gal. 4, 4—7 ist Christus, der von Gott zu uns in die Welt Gesandte, sein Sohn, der Erstgeborene, *πρωτότοκος*, Röm. 8, 14—17. 29, wir aber, die Christus mit Gott versöhnt hat, nun durch Adoption, *υιοθεσία*, Gal. 4, 5, ebenfalls Söhne Gottes und Miterben Christi, nämlich Miterben des Reiches Gottes, Röm. 8, 17. Wir sind aber dem Bilde Christi gleich, Röm. 8, 29, weil wir *πνεῦμα* sind (vgl. zu 5, 3), weil unser Wille Gottes Wille ist. Deshalb sind wir nicht mehr Sklaven, *δοῦλοι*, sondern rufen Gott an: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 15; Gal. 4, 6.

Dieser unser Vater ist *ἐν τοῖς οὐρανοῖς*, in den Himmeln. Ist er nicht überall? Gewiß, aber er ist in ganz besonderer Weise da, wo er sich nicht mehr bloß mittelbar uns offenbaren kann, weil die Sünde eine Schranke zwischen uns und ihm aufgerichtet hat, weil stets die Liebe zur Kreatur sich zwischen uns

1) Beiläufig gesagt: dies ist die klarste Schriftstelle gegen den auch heute noch weit verbreiteten Aberglauben an Erscheinungen Toter, wie auch gegen das Anrufen der Heiligen in der römischen Kirchenabteilung. Auch die Geschichte 2 Sam. 28 ist hiernach zu beurteilen.

und ihn drängt und unsern Blick verdunkelt¹, sondern wo er geschaut wird von Angesicht zu Angesicht, 1 Kor. 13, 12, und das ist der Fall bei den seligen Geistern, deren Aufenthalt im Neuen Testament mit dem bildlichen Ausdruck des Himmels bezeichnet wird.

II. **Die sechs Bitten** sind alle auf das Reich Gottes bezogen und zwar auf

A. Seine objektive Seite, Gott und das Reich.

1. Bitte. Geheiligt werde Gottes Name. Gott ist der König und Stifter des Reiches, also ist erste Bedingung für den, der diesem Reiche angehören will, daß er ihn als heilig d. h. als über alle Kreatur erhaben, erkenne. Der Name bringt oder sollte wenigstens immer das Wesen zum Ausdruck bringen. Hier kann natürlich nur die Rede sein von dem Namen Gottes, der ihm eben in der Anrede als der spezifisch christliche Name beigelegt ist. Diesen Vaternamen Gottes sollen wir heilig halten d. h. von allem Unvollkommenen fernhalten. Wir entheiligen ihn, wenn wir z. B. immer wieder ihn als *δεσπότης*, als Herrn, ansehen, immer wieder in sklavische Furcht vor ihm verfallen, immer wieder ihn nicht als den Allerbarmer, sondern lediglich als Weltenrichter ansehen, wie das der finstere Rigorismus thut, der besonders in der reformierten Kirchenabteilung seine Heimstätte aufgeschlagen hat. Es ist das ein Rückfall in das Alte Testament, in die *στοιχεῖα τοῦ κόσμου*, elementare Religionsformen, die sich für *νήπιοι*, Unmündige, nicht aber für *υἱοὶ θεοῦ* schicken. Gal. 4, 3 ff.

2. Bitte. Von dem Kommen des Gottesreiches. Nach Jesu eigenen Worten war das Reich Gottes zu seiner Zeit bereits da, Mark. 1, 15. Matth. 12, 28. Wenn er uns doch beten lehrt, daß es kommen möge, so ist das von seiner immer völligeren Entwicklung zu verstehen. Vgl. den Allg. Teil 3. a.

1) Im Alten Testament ist dieser Gedanke versinnbildlicht durch den Cherub, der sich zwischen das Paradies d. h. den Zustand, da auch Gott sich uns in seiner ganzen Fülle offenbaren konnte, und uns gestellt hat. Gen. 3, 24. Daß der Cherub (כְּרֻב = quasi multitudo, der Repräsentant der Menge) kein Engel, sondern das Bild der unter Gottes Regierung stehenden Welt ist, beweist der Prophet Hesekiel, Kap. 1. 10.

3. Bitte. Gottes Wille soll auf Erden geschehen, wie er im Himmel geschieht. Im Himmel, von den seligen Geistern, wird Gottes Wille vollkommen ausgeführt, denn für sie ist die Sünde geschwunden, der Heiligungskampf beendet. Wir sind in demselben alltäglich verstrickt und werden ihn nicht los bis zu unserm Tode. Aber für den Einzelnen wie für die Gemeinde der Heiligen muß steter Fortschritt zur Freiheit von Sünde stattfinden, da ein Stillstand undenkbar ist, und darauf richtet sich diese Bitte. Vgl. zu 5, 8—9.

Die drei ersten Bitten gehen also, kurz zusammengefaßt, dahin, daß wir 1. Gott, den König des Reiches, wirklich als unsern Vater erkennen und darnach unser Verhältnis (*πίστις*!) zu ihm einrichten; 2. daß Gottes Reich extensiv wie intensiv (Senfkorn — Sauerteig!) mehr und mehr sich ausbreite; 3. daß in diesem Reiche, dem alle angehören, die durch die *πίστις δίκαιοι* vor Gott geworden sind, auch das Streben nach Heiligung d. h. nach wirklicher Freiheit von der Sünde, unaufhörlich fortschreite.

B. Die subjektive Seite, die Bürger des Reiches.

4. Bitte um das für unsere Existenz nötige Brot. *ἐπιούσιος*, von Luther falsch mit „täglich“ übersetzt, ist ein *ἄπαξ λεγόμενον*. Man hat es ableiten wollen: a. von *οὐσία*, Wesen. Es sei das unserem Wesen nötige Brot, und da unser Wesen geistiger Art sei, so sei irdisches Brot nicht gemeint. Dieser Auslegung liegt der alte Irrtum der Zarathustrareligion zugrunde, der den Sitz der Sünde in der Materie sucht. Dagegen vgl. Jesu Wort Matth. 15, 11. 17—20. Auch macht gerade dies das Wesen der Menschen aus, daß er Geist, aber an einen Leib gebundener Geist ist. b. von *ἐπιέναι*. Demnach sei Brot für die kommende, zukünftige Welt, Himmelsbrot gemeint. Auch gegen diese Erklärung wie gegen die vorige spricht sich als eine von falscher „Geistlichkeit“, Kol. 2, 18, erfüllte mit Recht Melanchthon aus. Es fehle solchen Erklärungen, sagt er, an eruditio und spirituale judicium. c. von *ἐπεῖναι*. Wir bitten um das „unser notwendige“ Brot. Unser, der Menschen, Wesen ist eben, Geist und Leib zu sein. Beide sind von Gott, beide gleich wertvoll. Als Menschen und demnach auch als Glieder des Gottesreiches auf Erden können wir nur existieren und unseren Beruf erfüllen,

wenn unsere Leiblichkeit erhalten bleibt. Das Reich Gottes ist zu uns auf die Erde gekommen, soll die irdischen Verhältnisse der Menschen umgestalten, und wir sind allesamt berufen, dazu mitzuwirken. Deshalb ist unser sinnliches Wesen ebenso notwendig, heilig, von Gott gewollt, wie unser geistiges, ist die Grundlage unserer menschlichen Existenz, um deren Erhaltung wir bitten, bis unser Beruf für das Reich Gottes hier auf Erden erfüllt ist.

5. Bitte. Vergieb uns unsere Schulden, wie denn auch wir unseren Schuldigern vergeben. Auf die Bitte um unsere Erhaltung für das Gottesreich folgt die a. um die Sündenvergebung d. h. um den wirklichen Eintritt ins Gottesreich, das durch die *πίστις*, vermöge welcher wir uns die Vergebung zu eigen machen, erfolgt; b. um die Heiligung. Nur der, dem Erbarmung widerfahren ist, wird wieder barmherzig sein. Völlig verkehrt ist die römische Auslegung: Wie wir unserem Nächsten vergeben haben, wie wir uns dadurch ein Verdienst erworben haben, so wird denn auch Gott uns vergeben. Dagegen spricht das *καί* vor *ἡμεῖς*, das bei dieser Auslegung ganz überflüssig wäre. Das Nähere hierüber s. unten zu V. 14. 15.

6. Bitte. Bringe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Wenige Stellen des Neuen Testaments haben nicht nur den ernst denkenden Christen, denen es um Klarheit in ihren religiösen Vorstellungen zu thun ist, sondern auch den Auslegern so viel Schwierigkeiten bereitet, wie die vorliegende. Nur die schwierigen Probleme von der Harmonie göttliches Vorherbestimmens und menschlicher Willensfreiheit und von dem, allerdings nur durch Mißverständnis künstlich erzeugten, Gegensatz zwischen Paulus und Jakobus hinsichtlich der Lehre von der *δικαιοσύνη* sind in dieser Beziehung mit unserer Stelle zu vergleichen. Auch hier ist es eine Stelle aus dem Jakobusbriefe, 1, 13, die zu unserer Bitte in unversöhnlichem Gegensatz zu stehen scheint. Jesus lehrt uns beten: *μὴ εἰσενέγκῃς ἡμᾶς εἰς πειρασμόν*. Und Jakobus sagt: *μηδεὶς πειραζόμενος λεγέτω· ὅτε ἀπὸ θεοῦ πειράζομαι· ὁ γὰρ θεὸς ἀπειραστός ἐστὶν κακῶν, πειράζει δὲ αὐτὸς οὐδέν*. *Ἐκαστος δὲ πειράζεται ὑπὸ τῆς ἰδίας ἐπιθυμίας ἐξελλόμενος καὶ δελεαζόμενος*. Daß Gott nicht Urheber der Sünde ist, steht uns von vornherein fest. Wenn er nun, nach Jakobus,

niemand zur Sünde versucht, wenn alle Versuchung nur aus der uns angeborenen bösen Lust stammt, so scheint es damit in unlösbarem Widerspruch zu stehen, daß Jesus uns beten lehrt, Gott möge uns nicht in Versuchung bringen. Die Lösung bringen ein Ausspruch des Paulus und der ergänzende Gegensatz in unserem Gebet: Erlöse uns vom Bösen. a) Paulus sagt 1 Kor. 10, 13: *πειρασμὸς ὑμᾶς οὐκ εἴληφεν εἰ μὴ ἀνθρώπινος· πιστὸς δὲ ὁ θεός, ὃς οὐκ ἐάσει ὑμᾶς πειρασθῆναι ὑπὲρ ὃ δύνασθαι, ἀλλὰ ποιήσει σὺν τῷ πειρασμῷ καὶ τὴν ἔκβασιν τοῦ δύνασθαι ὑπενεγκεῖν*. Das heißt: Alle Versuchung, die uns trifft, ist den menschlichen Kräften angemessen, *ἀνθρώπινος*, Gott läßt nicht zu, daß sie über unser Vermögen hinausgeht und schafft nicht nur die Versuchung, sondern mit ihr auch den Ausgang, der immer so ist, daß wir siegen können. Daraus geht hervor, daß nicht davon die Rede ist, daß Gott der Urheber einer einzelnen, bestimmten Versuchung ist, sondern daß die Rede ist von seiner gesamten, einheitlichen Schöpferthätigkeit, die einen Zustand der Welt hervorgebracht hat, der zwar Versuchungen, aber stets auch die Möglichkeit des Sieges für uns enthält. Diese Auffassung wird bestätigt b) durch die Worte: „sondern erlöse uns vom Bösen“, die allerdings dann nichts zur Erklärung ihres Vordersatzes beitragen, wenn man sie als besondere Bitte von ihm ablöst. Auch sie beweisen, daß nicht von einzelnen Handlungen Gottes die Rede ist, Verfolgungen, so zu sagen, mit denen verschont zu werden wir ihn bitten müßten, sondern von seiner Erlöserthätigkeit im allgemeinen. Wir bitten Gott um Erlösung aus dem Zustande der Sünde, und in diesem Zusammenhange auch darum, daß wir die Versuchungen, die unvermeidlich sind, bestehen mögen.

Immerhin sagt auch Paulus, daß Gott die Versuchung schaffe: *ποιήσει*. Wie reimt sich das mit Jakobus, nach dem Gott niemand versucht, *πειράζει οὐδένα*? Die Erklärung ist einfach, aber nur zu finden, wenn wir wieder auf jenes große Gesetz zurückgehen, das entdeckt und für alle Wissenschaften, auch die Theologie, fruchtbar gemacht zu haben, der Ruhm unseres Jahrhunderts ist: das Gesetz der Entwicklung. Dadurch, daß Gott alles Geschaffene diesem Gesetz unterwirft, hat er bewirkt,

daß auch die Sünde, nachdem sie in die Welt getreten ist, ihm unterliegt. Wie jede geübte Kraft, so wächst auch die Sünde und zwar bis zu dem Maße, daß sie schließlich stärker wird, als der Wille des Sündigenden, daß sie zur „Verstockung“ führt. Wenn wir ihr nachgeben, ihr ihren Willen lassen, nicht Herr über sie werden, so wird sie unser Meister, Gen. 4, 7, denn täglich wächst dann ihr Reiz und ihre Macht. Und insofern Gott dies Gesetz der Welt anerschaffen hat, hat er auch die stete Möglichkeit der Versuchung für uns erschaffen (Jesus, Paulus). Ganz anders aber steht es im einzelnen Falle. Die objektive Möglichkeit der Versuchung liegt für uns alle in den Zuständen dieses Weltzeitalters begründet, aber daß sie zu einer Macht über uns wird, auf uns Einfluß gewinnt, ist nur möglich, wenn unsere ἐπιθυμία, unsere böse Lust, ihr entgegen kommt. Und dafür ist nicht Gott die Ursache, sondern wir allein (Jakobus) sind es. Und wenn wir wirklich der Versuchung nachgeben, so ist durch Gottes Schöpferthätigkeit doch die Lage so, daß der Ausgang, ἐκβασις, in unserer Hand liegt (Paulus), daß er nicht notwendig die Verstockung sein muß, sondern der Sieg über die Sünde werden kann: denn das Entwicklungsgesetz gilt auch für das Gute. Auch die Kraft zum Guten wächst, wenn sie geübt wird, ja sie kann soweit wachsen, daß wir es in bezug auf Bosheitssünden vom „posse non peccare“ zum „non posse peccare“ bringen können, weiter freilich auf dieser Erde nicht, denn Irrtums- und Schwachheitssünden begleiten uns bis ins Grab.

Um was also bitten wir? Um Erlösung von der Sünde. Im Kampfe wider dieselbe kann uns die Versuchung von außen her nicht erspart werden. Aber gefährlich wird sie erst durch unsere böse Lust, die uns auf den Weg zur Verstockung führen kann. Daß Gott uns dazu helfen möge, daß wir dieser nicht verfallen, das ist der Gegenstand unserer Bitte.

C. Die Sicherheit der Sündenvergebung. 6, 14—15.

Die Vergebung der Sünde bleibt die Hauptsache, denn alle Veranstaltungen des Gottesreiches haben sie und sie allein zum Ziel. Darum muß unser ernstestes Anliegen sein, daß wir derselben

auch gewiß sind. Durch die *πίστις* allein können wir ihrer teilhaftig, nicht aber ihrer gewiß werden, denn es kommen düstere Stunden, in denen die *πίστις* sehr klein und schwach wird. Zwar die Sündenvergebung selbst hängt ja von der Stärke der *πίστις* nicht ab, wohl aber unsere Zuversicht und Freude, daß wir Gottes Kinder sind. Da giebt es nun für jeden Ein untrügliches Mittel, zu erfahren, ob ihm vergeben ist. Er braucht sich nur zu prüfen, ob er selbst seinen Mitmenschen gern und freudig vergiebt, was sie ihm Böses gethan. Denn daß wir unseren Schuldigern vergeben, ist das Zeichen, daß Gott uns vergeben hat.

Die Römischen, die bekanntlich die Verdienstlichkeit unserer Heiligungswerke vor Gott lehren, erklären freilich die durch uns erfolgende Vergebung als die Ursache der Vergebung Gottes. Ihnen sind auch evangelische Ausleger gefolgt¹. Mit Unrecht. Man vergleiche doch die Erzählung Luk. 7, 36—50. Das Gleichnis Jesu V. 41—43 beweist, daß das *ὅτι ἠγάπησεν πολὺ* (weil sie viel geliebt hat), nur vom Erkenntnisgrunde verstanden werden darf: Ihr sind viele Sünden vergeben, das kannst du daraus sehen, daß sie mir hier vor euren Augen viel Liebe erzeugt hat, was du, Pharisäer, versäumt hast. Jeden Zweifel aber beseitigt das Gleichnis vom Schalksknecht, Matth. 18, 23 ff. Vgl. besonders V. 33.

4. Das Fasten. 6, 16—18.

Im Alten Testament ist nur Ein gottesdienstliches Fasten geboten, das am großen Versöhnungstage, Lev. 16, 29, das, da

1) Z. B. de Wette a. a. O., der S. 42 sagt: Unsere Versöhnlichkeit bedingt die Erlangung der Sündenvergebung durch Gott. Auch der treffliche Kommentar meines lieben Freundes Evers (2. Aufl., Berlin 1895), der eine wahre Fundgrube für den Ausleger ist und zu dem ich den meinigen nur als eine Ergänzung betrachtet wissen möchte, spricht S. 25 von „Voraussetzung“ und „Bedingung“, sagt aber freilich hinterher: „Die Bitte setzt mithin die prinzipielle Vergebung Gottes voraus und beruft sich nur auf Grund derselben auf unser eigenes, eben dadurch gewirktes Verhalten.“ Sehr richtig. Aber die Frage liegt nahe: Wozu diese Berufung? Wozu die besondere Einschärfung in V. 14. 15? Die Antwort giebt unsere vorstehende Erklärung. Wir bedürfen zu unserer Gewißheit eines Zeichens der göttlichen Vergebung. Vgl. den analogen Ausspruch Jesu, Joh. 7, 17. An unserem Thun merken wir, ob wir die *διδαχή θεοῦ* haben.

an diesem Tage alle fasteten, hier nicht in Betracht kommen kann. Ferner ist das Fasten die natürliche Begleitung der Trauer und des Kammers, z. B. 2 Sam. 1, 12. Wer in tiefes Leid versenkt ist, dem „vergeht Essen und Trinken“, der wird auch kaum daran denken, sein Fasten zur Prahlerei mit seiner Frömmigkeit zu brauchen. Vielmehr ist hier das Fasten verstanden als ein Mittel freiwilliger Zucht, das den Zweck hat, die Seele für die Erhebung zu Gott, für die Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge frei und bereit zu machen. Es bedeutet darum auch keineswegs die Enthaltung von sämtlichen Speisen, da die Konzentration geistiger Thätigkeit ebensowohl durch Üppigkeit („plenus venter non studet libenter“) wie durch Hungerqual behindert wird. So richtet Daniel (9, 3) sein Angesicht zu Gott, um unter Fasten das rechte Gebet und Flehen zu finden. Der Art ist das Fasten Jesu, Matth. 4, 2, und das von ihm Matth. 17, 21 erwähnte Fasten. Es handelt sich also für uns an dieser Stelle nicht um das, in der evangelischen Christenheit sehr selten gewordene, Fasten allein, sondern um das ganze Gebiet der Askese, der Thätigkeit der Selbsterziehung, durch die wir uns gewöhnen, mitten in den Nöten und Zerstreuungen des Lebens Herz und Sinn auf Gott und auf das, was jenseit dieses Lebens und höher ist, als alle seine Güter, zu richten. Dafs die Befriedigung dieses Bedürfnisses, welches jedes religiös gestimmte Gemüt zuweilen empfindet, kein Verdienst ist, ist selbstverständlich. Wer darum auf sein „Fasten“ stolz zu sein und damit prahlen zu können meint, der ist gar nicht in der Stimmung, die dazu treibt, denn ein solcher sucht die Einsamkeit, nicht das Gewühl der Menschen auf. Vielmehr ist ein solches Gebahren eitel Heuchelei.

IV. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem Verhältnis zu den irdischen Gütern. 6, 19—34.

Das Verbot des *θησαυρίζειν* im Gegensatz zum *ἐργάζεσθαι*. 6, 19—24.

Müssen wir, wenn wir rechte Christen sein wollen, mit Petrus Waldus auf die irdischen Güter verzichten? Ist die, wirkliche

oder scheinbare, Armut der Mönche wirklich mehr christlich als das Leben in der Welt? Mit nichten! Weder das Streben nach irdischem Gut, noch die Liebe zu demselben sind uns verboten. Reichtum wird im Alten und Neuen Testament als ein Segen und eine Gabe Gottes erklärt, nach der zu streben und die zu mehren sogar unsere Pflicht ist. Vgl. z. B. Mark. 10, 29. 30; 2 Kor. 9, 8—11; 1 Tim. 6, 17—19; 1 Joh. 3, 17. Vor allem aber lehrt das Gleichnis von den anvertrauten Talenten, Matth. 25, 14—30, daß das ἐργάζεσθαι und κερδαίνειν, die Arbeit behufs Erwerbes und Gewinnes, nicht nur nicht verboten, sondern christliche Pflicht ist. Dagegen lehrt unsere Stelle:

1. V. 19—21: Das Verbot des θησαυροὺς θησαυρίζειν. Doch das heißt nicht: durch Erwerb Reichtümer schaffen, sondern Schätze schaffen, an denen unser Herz hängt, V. 21, den Reichtum zum „summum bonum“, zum höchsten Gut machen, ihn an Gottes Stelle setzen, unser Vertrauen, πίστις, mit dem Munde auf Gott, in Wahrheit auf Geld und Gut setzen. Statt dessen sollen wir, nach dem Gleichnis Matth. 25, den irdischen Besitz nur als ein uns von Gott zur Verwaltung anvertrautes Gut ansehen. Wem Gott Reichtum giebt, dem hat er auch die Kraft und die Fähigkeit verliehen, ihn zum Segen für seine Mitmenschen und im Dienste des Reiches Gottes zu verwalten und dazu ist er verpflichtet. Thut er das nicht, so ist er kein δίκαιος, ist nicht auf dem Wege der Heiligung und ihn trifft das ewige Verderben, Matth. 25, 33. Das ist auch das Vergehen des reichen Mannes Luk. 16, 19—31, der gar kein besonderer Sünder, sondern ein gutmütiger Lebemann und Müssiggänger ist, „der leben und leben läßt“, den Armen nicht mit den Hunden von der Thür hetzt, sondern ihm gern die Brosamen seines Tisches gönnt. Der gemütliche Kouponabschneider, der niemandem zu nahe tritt, der „keinen Feind hat“, der aber auch nie das urälteste, vor dem Sündenfall gegebene Gottesgebot der „Arbeit“ (Gen. 2, 15) zur Förderung der Menschheit befolgt hat, der nie in heißem Kampfe und herzbrechender Not gerungen hat, um das, was hinter dem wesenlosen Scheine des gemeinen Lebens ist, der ist das Ideal aller Spiessbürger, aber — und ginge er allsonntäglich dreimal in die Kirche — weder ein Christ noch ein begna-

digtes Gotteskind. — Nun ist freilich richtig, daß auch das ἐργάζεσθαι und κερδαίνειν mit großen Gefahren verbunden ist und leicht zum θησαυρίζειν werden kann: Matth. 19, 23 ff. Was ist der Grund?

2. V. 22—23. Der Besitz ist die Waffe für den Kampf um unser Dasein in dieser Welt, ist für die Sicherung unserer Existenz, was für den Arm des Fechters das Schwert ist. Das empfinden wir lebhaft und instinktiv, daß unsere Existenz aufs engste mit dem Besitz zusammenhängt und die Besorgnis für dieselbe stachelt unsere Selbstsucht aufs höchste, so daß wir in blinder Gier nur unser Dasein zu sichern streben, den Blick für alles andere verlieren. Und haben wir Geld und Gut errungen, dann kommt der sündhafte Stolz unseres gemeinen Herzens dazu, der uns, die Glücklichen, als die von Gott für ihre Tugend und Tüchtigkeit Belohnten ansieht, der vergiftet, daß wir nur in Gottes Auftrage das Gut zum Besten der Menschheit unter schwerer Verantwortung zu verwalten haben. Nicht unser Behagen und Genuß, sondern Arbeit, größere und schwerere Arbeit soll der Reichtum uns bringen und dabei sollen wir ihn haben, als hätten wir nicht. So soll es sein, aber die Selbstsucht blendet uns und läßt es dazu nicht kommen, wenn nicht der Wahrheitssinn in uns lebendig bleibt. φῶς, Licht, ist im Neuen Testament stets das Bild der rechten Erkenntnis. Vgl. zu 5, 14. Jesus ist, Joh. 1, das Licht der Welt, weil er ihr die rechte Erkenntnis von Gott, unserem Vater, bringt. Der Leib ist an sich ohne Licht, wenn ihm nicht das Auge solches zuführt. Erkrankt das Auge, so liegt der Leib in Dunkelheit. Nicht anders ist es auf geistigem Gebiet. Geht der Wahrheitssinn, die rechte Erkenntnis von dem, was allein unser „summum bonum“ sein darf, verloren, so giebt es keine Rettung für uns, auch nicht auf dem Wege, daß wir

3. V. 24, etwa meinten, beides, Gottesdienst und Mammonsdienst, miteinander vereinigen zu können. Am Sonntag fromm und in der Woche ein Geldjäger, dem sein Reichtum über alles geht, eine offene Hand für Kirchenbauten, Kollekten u. dgl. m., aber dabei hartherzig gegen seine Arbeiter und alle die, welche seiner Fürsorge anvertraut sind, das ist nicht das Christentum Christi. Es giebt nur ein höchstes Gut, dem unsere

πίστις gehört, Gott, um dessentwillen wir jedes andere müssen opfern können und nicht die höllische Regel des christlichen Epikureismus:

„Lustig gelebt und selig gestorben“

ist der Lehre Jesu gemäß, wohl aber sind es die ernsten Worte des von den Frommen epikureisches Schlages als „ungläubig“ verschrieenen Schiller:

„Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren.
Wer besitzt, der lerne verlieren.
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.“

Vergleiche auch Horaz, Od. II, 2, Strophe 6.

2. Das Verbot des *μεριμνᾶν* im Gegensatz zum *προνοεῖν*. 6, 25—34.

Auch diese Aussprüche Jesu haben der geistliche Müssiggang und der wundersüchtige Aberglaube mißdeutet und gesagt, daß dem Christen jede Fürsorge für die Zukunft durch Arbeit, besonnene Benutzung aller Mittel und Veranstaltungen, die uns und die Unsrigen vor Schaden bewahren können, untersagt sei. Sogar die fürsorgende Thätigkeit von Feuer-, Hagel-, Lebensversicherungsgesellschaften ist von Leuten dieser Art als „unchristlich“ oder wenigstens ihre Benutzung als ein Beweis mangelndes Gottvertrauens gekennzeichnet worden. Leider leistet hier, wie auch sonst nicht selten, Luthers Übersetzung solchem Mißverstände und Mißbrauche Vorschub. Denn das von ihm gebrauchte Wort „sorgen“ bezeichnet sowohl die „Fürsorge für die Zukunft“, wie auch das „sich Sorge um etwas machen“. Die Schrift aber befiehlt das *προνοεῖν*, die Fürsorge für die Zukunft, nicht nur als Christenpflicht, sondern spricht sich 1 Tim. 5, 8 geradezu dahin aus, daß, wer die Seinen, besonders seine Hausgenossen, nicht durch Fürsorge für die Zukunft schütze, den Glauben verleugne und ärger als ein Heide sei. Und Paulus erklärt 2 Thess. 3, 10, daß, wer nicht arbeite, auch nicht essen solle. Damit ist allen jenen christlichen Müssiggängern, die mit Verachtung auf den treufleißigen Hausvater blicken, der nach Gottes Gebot im Schweisse seines Angesichts arbeitet, jenen Drohen,

die mit frommen Redensarten hausieren und sich dafür von ihren Mitbrüdern durchfüttern lassen, das Urteil gesprochen. Vgl. auch 1 Tim. 6, 5 über diese Leute, die aus der Frömmigkeit ein „Gewerbe“ machen. Dagegen untersagt Jesus unbedingt und unter allen Umständen das *μεριμνᾶν*, d. h. daßs man sich, wenn man mit Treue und Fleiß nach allen Kräften sich dem *προνοεῖν* gewidmet, Sorge um den Erfolg mache. Damit verleugnen wir das Vertrauen auf Gott, erklären unsere leibliche Existenz für das „summum bonum“ und unser Mühen für den einzigen Weg dazu, dieselbe zu erhalten und zu sichern. Das aber ist sündig, ja unvernünftig aus folgenden Gründen:

1. V. 25. Gott will unsere leibliche Existenz. *σῶμα* und *ψυχή*, Leib und Leben, sind sein Geschenk. Demnach mußs er auch die Mittel, Kleidung und Nahrung, wollen, um das Ziel, die leibliche Existenz, zu erhalten. Mag darum immerhin auf unserer fürsorgenden Arbeit der Fluch lasten, der Gen. 3, 17—19, auf sie gelegt ist, mag der Erfolg oft nur mangelhaft sein oder zuweilen ihr ganz fehlen, als Kinder Gottes sollen wir das Vertrauen zu unserem Vater haben, daßs er uns helfen kann und helfen wird. Zwischen ihm und uns darf nicht mehr der Cherub stehen, der den anderen den Einblick in das Paradies, die Gotteskindschaft, verschließt.

2. V. 26—30. Gott giebt die Mittel zur Existenz, Nahrung und Kleidung, sogar Geschöpfen, denen er die Vernunft versagt hat, die deshalb nicht für die Zukunft sorgen können. Wieviel mehr Grund haben wir, zu vertrauen, daßs der, der uns geschaffen hat, uns auch erhalten will, wir, denen er mit der Vernunft die Möglichkeit des *προνοεῖν* gegeben und die er dadurch als hoch über den Spatzen und Lilien stehend erklärt hat.

3. V. 31—34. Unser Ziel und Lebenszweck ist das Reich Gottes. Dieses aber ist nicht bloßs geistiger Art, sondern schließt auch allen äufseren Segen ein, ja es ist für uns nur möglich, wenn wir ein menschliches Dasein führen. Darum sind wir, die wir des Reiches Gottes gewißs sind, auch alles dessen sicher, was wir zu unserer leiblichen Existenz bedürfen.

V. Die Rechtbeschaffenheit des Christen in seinem religiösen Verhältnis zum Nächsten. 7, 1—12.

Als Friedestifter, 5, 9, können wir unserer Pflicht nicht genügen, wenn wir den Zustand des Nächsten nicht recht beurteilen (7, 1—5). Erst wenn das geschehen ist, tritt für uns die Frage ein, ob wir auf eine Wirksamkeit für den Nächsten zu verzichten haben (7, 6) oder nicht, und nach welcher Regel wir im letzteren Falle verfahren müssen (7, 12). Daraus ergibt sich die Einteilung für diesen Abschnitt, in den zum Trost für die, welche der furchtbaren Aufgabe gegenüber verzagen möchten, der Abschnitt von der Gebetserfüllung eingefügt ist.

1. Von der Beurteilung des Nächsten. 7, 1—5.

Auf falscher Fährte befinden sich alle Erklärungen, die an unserer Stelle nur ein hartherziges Verdammen oder eine maßlose, lieblose Beurteilung oder gar jede Beurteilung des Nächsten überhaupt ausgeschlossen wissen wollen. Vom Verdammen, *κατακρίνειν*, ist überhaupt nicht die Rede, sondern vom *κρίνειν*, dem Aussprechen eines Urteils über des Nächsten religiöse und sittliche Stellung. Mit der Vorschrift, dies Urteil solle nicht maßlos oder lieblos sein, kommen wir nicht weiter, denn diese relativen Begriffe lassen der Willkür freien Spielraum. Was dem einen maßvoll erscheint, dünkt dem andern maßlos zu sein, und Liebe behaupteten auch die Inquisitoren zu ihren Opfern zu haben, wenn sie sie mit der Ketzermütze geschmückt einem qualvollen Feuertode überlieferten. Daß uns jedes Urteil über den Nächsten untersagt sein solle, widerspricht dem in V. 6 Gesagten, wozu Bengel im „Gnomon“ mit Recht bemerkt: *canis pro cane, porcus pro porco est habendus*; und wenn wir nach Gal. 6, 1 unseren Brüdern zurechthelfen sollen, so müssen wir uns auch ein Urteil über ihren Zustand bilden und ihnen dasselbe mitteilen dürfen. Es muß sich also um eine Art des Urteils handeln, die uns absolut und unter allen Umständen verboten ist. Sie ergibt sich aus V. 2, in dem Gott uns droht, er werde uns mit dem Maße messen, mit dem wir gemessen haben.

Das Maß aber, das für uns etwas Furchtbares einschließt, kann nur Gott selbst, seine Heiligkeit sein, an der gemessen wir alle der Verdammnis unterliegen. Demnach ist es uns verboten, den Nächsten, nach subjektivem Maßstabe, unter der Voraussetzung zu messen, daß wir fehlerlos, von den Sünden, die wir an ihm tadeln, frei seien. Die Klatsch- und Verleumdungssucht ist wie eine Seuche verbreitet, so sehr, daß Menschen, die sich nicht oder sehr selten dieser Sünde schuldig machen, auffallen und wegen eines gewissen Heroismus angestaunt zu werden pflegen. Wer aber die Natur dieser Seuche kennt, sie an sich und andern gründlich beobachtet, nimmt wahr, daß hinter der Verkleinerung des Nächsten stets die Glorifikation des eignen Ich lauert. „Ich bin ja auch nicht fehlerfrei, aber solcher Dinge bin ich nicht fähig“, ist da die gewöhnliche Redensart. Es ist die tief in jedem Menschenherzen wohnende Eigenliebe, Selbstvergötterung und Selbstverherrlichung, die zu dieser Art des Urteils über den Nächsten führt. Dem gegenüber ist die Mahnung 1 Kor. 10, 12 am Platze, daß, wer sich zu stehen dünkt, wohl zusehen möge, daß er nicht falle. Tritt der Fall ein, dann steht es schlimmer um ihn als um den Nächsten, denn zu der Sünde, die er mit ihm gemein hat, kommen Selbstgerechtigkeit und Heuchelei hinzu. Aus dem Splitter beim Nächsten ist der Balken beim Urteilenden geworden.

2. Der Verzicht auf Beeinflussung des Nächsten. 7, 6.

Daß wir uns des Evangeliums nicht schämen dürfen, Röm. 1, 16, nicht aus Feigheit und falscher Scham unseren Beruf als Friedestifter versäumen dürfen, weil sonst uns selber schwere Gefahr droht, ist bereits zu 5, 13—16 dargethan. Aber auch diese Thätigkeit hat ihre Grenzen gleich dem 5, 39 uns anbefohlenen Verhalten. Wie für Verzicht auf unser Recht oder Verfolgung unseres Rechtes als drittes, über beiden stehendes Gesetz die Liebe zum Nächsten den Ausschlag gab, so ist es hier für die Verfolgung der friedestiftenden Thätigkeit oder den Verzicht auf dieselbe die Möglichkeit der Ausbreitung des Reiches Gottes. Diese aber ist da nicht mehr vorhanden, wo der Zustand der Verstockung (vgl. zu 6, 13) eingetreten ist. Wo

das der Fall ist, fehlt nicht nur jedes Verständnis für Gott und göttliche Dinge (Gleichnis von Hund und Schwein), sondern dieselben reizen den Verstockten, wenn sie ihm nahe gebracht werden, nur zu Spott, Hohn und Lästerung des Heiligen und zu Mißhandlungen derer, die ihm Frieden zu bringen trachten. In diesem Falle also ist von keinem Märtyrertum die Rede, wenn man die Perlen vor die Schweine wirft und von ihnen beleidigt wird, noch von Mangel an Bekennermut, wenn man es dem Gebote Christi gemäß unterläßt. Um aber sicher zu sein, daß wir mit Recht auf unsern Beruf als Friedestifter in einem bestimmten Falle verzichten, müssen wir uns vorher ein Urteil über die bilden, von denen wir uns ferne halten sollen, aber freilich nicht nach subjektivem Maßstabe, d. h. unserer vermeintlichen eigenen Vollkommenheit und Vortrefflichkeit, sondern nach objektivem Maßstabe, d. h. der in Christus uns zuteil gewordenen Offenbarung Gottes.

Schon zweimal haben wir gesehen, daß Jesus da mit besonders eindringlichem Ernst uns auf die Schwierigkeit, Gottes Willen in seiner ganzen Tiefe zu erfüllen, hinweist, wo unser seit unserer Geburt uns anhaftendes Wesen sich mit aller Macht einer *μετάνοια*, Sinnesänderung, widersetzt. 5, 29. 30 war es die böse Lust, die uns an der Entfernung dessen hindert, das uns Anlaß zur Sünde giebt und darum wies Jesus darauf hin, sie müsse trotz alles Schmerzes entfernt werden gleich dem kostbarsten Körperteile, wenn er, erkrankt, unser Leben gefährdet. Und 6, 21. 22 erklärte er, daß nur die wahre Erkenntnis Gottes, die innere Erleuchtung, uns aus den Schlingen der Selbstsucht, die stets unser Dasein bedroht wähnt, retten könne. Nicht anders ist es hier. Die Eigenliebe und Selbstvergötterung machen es uns unendlich schwer, bei der Beurteilung des Nächsten ganz und gar von uns abzusehen, ihn rein nach objektivem Maßstabe zu beurteilen. Und doch ist es nur auf diesem Wege möglich, daß wir den Nächsten gerecht beurteilen, und allein zulässig, das furchtbare Urteil, er sei verstockt (vgl. zu 5, 22), über ihn auszusprechen. Die Kraft und Weisheit, deren wir dazu bedürfen, können wir nur unter dem Beistande Gottes erringen, ohne den die schwere Selbstverleugnung, deren es beim Urteil über den Nächsten bedarf, unmöglich ist. Denn wie die Selbstsucht

die leibliche, so will die Eigenliebe unsere geistige Existenz um jeden Preis wahren und ist daher das schlimmste Hindernis der Selbstverleugnung. Wo wir darum in den Fall kommen, über den Nächsten urteilen zu müssen, da haben wir nur einen Ausweg, uns von uns selbst los zu machen: die Erhebung zu und den Verkehr mit Gott. Deshalb spricht Jesus an dieser Stelle vom

3. Bittgebet und seiner Erfüllung. 7, 7—11.

Aus 6, 5—8 haben wir bereits gelernt, daß es nach Jesu Lehre unchristlich ist, wenn im Gebet die Absicht verfolgt wird, Gott über unsere Bedürfnisse zu unterrichten oder gar seinen Ratschluß über uns ändern zu wollen. Wir haben auch gesehen, daß das Gebet nicht um Gottes, sondern um unsertwillen da ist. Sein Zweck kann demnach nur darin bestehen, daß wir von der Alltäglichkeit, der Sorge und Unruhe dieses Lebens uns losreißen, in innige Verbindung mit Gott treten, dadurch unsere Zuversicht zu ihm und seinen Verheißungen stärken und daraus höhere Kraft schöpfen, seinen Ratschlüssen uns zu unterwerfen und seinen Willen auszuführen. Auch das haben wir schon gelernt, daß alle unsere Gebete auf das Reich Gottes Bezug haben müssen, daß sie aber deshalb keineswegs bloß auf geistige Güter sich zu richten brauchen, da das Reich Gottes ja alle Lebensverhältnisse umgestalten soll. Das wird noch klarer dadurch, daß Jesus kurz vor seinem Todesgange den Aposteln sagt, daß sie fortan Gott in Jesu Namen bitten und, was sie bitten, auch erlangen werden. Joh. 16, 23. 24. Erst damit, daß Jesus sich nach Vollendung des Erlösungswerkes zur Rechten des Vaters setzt, ist das Reich Gottes des Neuen Bundes vollständig erschienen, und damit erst beginnt das Beten in Jesu Namen, d. h. im Gedenken dessen, was er uns gebracht hat, seines Werkes, also des Reiches Gottes¹. Von diesen Gebeten nun sagt Jesus an unserer Stelle,

1) Man denke sich, daß ein preussischer König in gefährlicher Lage nicht so handeln wollte, wie es das Wohl und der Beruf Preussens erheischte und ein Mann seiner Umgebung ihn „im Namen Friedrichs des Großen“ zu beschwören unternähme, daß er anders handle, so würde das nichts anderes heißen können als: im Andenken an das Werk Friedrichs des Großen,

V. 8 ff., daß sie ausnahmslos erhört werden. Es ist also das, was wir als allein christliches Gebet erkannt haben, nicht „Selbsttäuschung“ oder bloße „Selbstberauschung“, wie diejenigen uns wohl vorwerfen, die gegen Jesu Lehre am heidnischen Gebet festhalten und da glauben, daß „Gott ein Mensch sei, daß ihn etwas gereuen könne“, Num. 23, 19. Nein, wir erhalten durch das Gebet wirkliche und wahrhaftige hohe Güter, Beistand und Hilfe von Gott, die uns entgehen, wenn wir nicht beten, aber freilich nur unter folgenden Bedingungen: 1. daß das Gebet im Namen Jesu geschehe, d. h. auf Förderung des Reiches Gottes gerichtet sei; 2. daß wir um solches bitten, das uns gut ist, V. 11, d. h. uns auch wirklich in unserer Eigenschaft als Bürger des Reiches Gottes fördern kann. Daß es der Bitte um weiteres gar nicht bedarf, lehrt Jesus 6, 33, da uns mit dem Reiche Gottes alles andere von selbst zufällt; daß aber anderseits unser Gebet sich nicht nur auf geistige Güter zu beschränken hat, lehrt nicht nur 6, 11, sondern auch Matth. 17, 20: „Falls ihr nur Glauben habt, wäre er auch klein wie ein Senfkorn, so könnt ihr zu jenem Berge sprechen: Hebe dich weg von dort, und er wirds thun, und nichts wird euch unmöglich sein.“

Es sind etwa 20 Jahre her, da predigte ein Pfarrer in einer deutschen Großstadt eines Sonntags folgendes: „Jesus hat gesagt: Euer Glaube, sei er auch so klein wie ein Senfkorn, kann bewirken, daß der Montblanc auf euer Geheiß sich ins Meer stürzt. Ich aber sage euch: Und wenn euer Glaube so gewaltig wäre wie der Montblanc und ihr sprächet zum kleinsten Sandkorn: Bewege dich nur ein tausendstel Millimeter weit! so bliebe es doch ruhig liegen.“ Und er schloß daraus, Jesus sei in Selbsttäuschung und abergläubischen Vorstellungen befangen gewesen. — Am nächsten Sonntag aber predigte ein anderer Pfarrer in derselben Stadt: „Wenn ihr gläubig den Montblanc sich ins Meer stürzen heißt, so wird er es nach Jesu Verheißung auch wirklich thun. Thut ers nicht, so habt ihr eben keinen rechten Glauben gehabt.“

der Preußen zum Großstaat gemacht und ihm damit die Bahn für seinen geschichtlichen Beruf in Europa gewiesen hat.

Wer hatte recht? Keiner von beiden. Denn zuerst hatten beide übersehen, daß Jesus auch hier sich bildlicher Redeweise bedient und sagen will, daß dem, der auf Gott sich verläßt, Dinge möglich sind, die wider alle menschliche Erwartung sind. Daß das aber der Fall ist, beweist die Erfahrung. Man denke doch nur an den armen Bettelmönch Luther, der den Kampf gegen die größte Macht seiner Zeit aufnahm und den scheinbar im Wahnsinn unternommenen Kampf siegreich durchführte. Aber angenommen selbst, wir hätten hier keine Gleichnisrede, so stünde die Sache so: Wenn wirklich der Fall des Montblanc ins Meer zur Entwicklung des Reiches Gottes notwendig wäre, wenn dasselbe ohne diesen Sturz sich nicht extensiv oder intensiv weiter ausbreiten könnte, so würde Gott es auch von Anfang an gewußt (*προέγνω*) und darnach auch vorher bestimmt haben (*προώρισεν*. Vgl. Röm. 8, 29f.), daß dieser Sturz auf eines Gläubigen Gebet, sobald die Zeit dazu erfüllt wäre, erfolgen müßte. Erfolgt er aber auf solches Gebet nicht, so ist das nur ein Zeichen entweder dafür, daß Gottes Stunde noch nicht gekommen ist, Joh. 2, 4, oder dafür, daß das Gebet sich auf kein *ἀγαθόν*, Matth. 7, 11, gerichtet hat, d. h. auf etwas, das mit dem Reiche Gottes und dem Seelenheil des Betenden nichts zu schaffen hat.

4. Die Richtschnur für unser Handeln gegen den Nächsten. 7, 12.

Und nun endlich, nachdem Jesus uns gesagt, wie wir den Nächsten nicht beurteilen dürfen und wann wir uns von ihm fern zu halten haben, und nachdem er uns gelehrt, woher wir Erleuchtung und Kraft für diese schwerste aller Aufgaben schöpfen können, giebt er in einer einfachen Regel uns die Richtschnur unseres positiven Verhaltens dem Nächsten gegenüber an: Thue deinem Nächsten, wovon du willst, daß er es dir thue.

Diese Lebensregel Jesu wird nicht selten in oberflächlicher Weise mit dem bekannten Worte erläutert, bezugsweise gleich gesetzt:

Was du nicht willst, das man dir thu,
Das füg auch keinem andern zu.

Aber der Unterschied ist ein gewaltiger. Die landläufige Regel

ist negativer Art und sagt aus, daß man sich der Kränkung, Beleidigung, Mißhandlung des Nächsten enthalten solle, weil man dergleichen ja an sich selbst schmerzlich empfinde. Jesu Regel aber fordert eine positive Einwirkung auf den Nächsten. Wir sollen in religiös-sittlicher Hinsicht so gegen ihn handeln, wie wir wollen müssen, daß er gegen uns handle. Unser Wille aber ist darauf gerichtet, als Bürger des Reiches Gottes Förderung zu erfahren. Das geschieht aber nicht nur dadurch, daß der Nächste uns gegenüber seine böse Lust (5, 29 ff.), seine Selbstsucht (6, 21 ff.), seine Eigenliebe (7, 1 ff.) bezwingt und uns nicht schädigt, sondern auch dadurch, daß er zum Friedestifter für uns wird und, so weh uns das thun mag, böse Lust, Selbstsucht, Eigenliebe in uns zu bekämpfen trachtet. Während die landläufige Regel leicht zu einem weichlichen und feigen Verhalten dem Nächsten gegenüber führen kann, das uns, aus Furcht für uns, auch seine Sünden übersehen läßt, weil wir wissen, daß ihm und uns die Selbstbezwingung und Selbstverleugnung wehe thut, fordert Jesu Lebensregel geradezu uns heraus, im Nächsten die Sünde zu bekämpfen und von ihm zu fordern, daß er sie auch in uns bekämpfe. Wir dürfen — vgl. das Gleichnis vom barmherzigen Samariter — nicht mit dem Schriftgelehrten fragen: Wer ist mein Nächster? Wer hat ein Recht auf mich? Wer hat von mir zu fordern? sondern mit Jesus: Wem bin ich der Nächste? Gegen wen habe ich Pflichten? Was habe ich zu leisten? Luk. 10, 29. 36. Das Christentum fordert kein weichliches Gehenlassen, sondern willensstarkes Handeln. Nur die dem Himmelreich Gewalt anthun, reißen es an sich. Matth. 11, 12.

VI. Der von Jesus gelehrt Weg zur Rechtbeschaffenheit im Gegensatz zu dem von den Pharisäern gelehrt. 7, 13—27.

Nach allen Seiten hin hat Jesus den Weg beleuchtet, der ins Reich Gottes, zur Sündenvergebung, Gotteskindschaft und Heiligung führt. Es kommt nun zum Schluß darauf an, daß er scharf den Unterschied dieses Weges zeige von dem, den die populäre Pharisäerpartei dem Volke anzupreisen gewohnt war. Er weist deshalb zuerst auf die Schwierigkeit des von ihm beschriebenen Weges hin, kennzeichnet die, die einen anderen zu wissen vorgeben, als falsche Propheten und lehrt endlich durch ein Gleichnis, daß nur auf dem von ihm verkündeten Wege das Heil zu erlangen sei.

1. Die Schwierigkeit des von Jesus gewiesenen Heilsweges. 7, 13—14.

Der Heilsweg wird nur von wenigen eingeschlagen, a) weil er Entsagung und Selbstverleugnung, entschlossenen Kampf gegen die böse Lust (5, 29 f.), die Selbstsucht (6, 22 f.) und die Eigenliebe (7, 7 ff.) fordert; b) weil, wer ihn geht, als Friedestifter, *εἰρηνοποιός*, nicht nur einen sehr schweren und verantwortungsvollen Beruf auf sich nimmt, sondern sich auch Haß und Verfolgung zuzieht. Vgl. 5, 10 ff.; 7, 1—12. Wo uns demnach das Christentum bequem wird, da sind wir auf falschem Wege. Wer mit seinem Christentum z. B. das Duell trotz 5, 38 ff., das Pochen auf sein „Ehrenwort“ trotz 5, 33 ff., die verketzernde Beschimpfung dessen, der nicht mit ihm die gleiche dogmatische Formulierung seiner religiösen Überzeugung hat, als eines „Ungläubigen, Unbekehrten, modernen Heiden“ u. s. w. trotz 5, 22, unbarmherzige Verfolgung seines Rechtes dem Nächsten gegenüber trotz 5, 25 f. 38 ff., den schändlichen Parteikniff, dem Gegner stets seine ehrliche, wenn auch vielleicht irrende Überzeugung als bösen Willen anzurechnen trotz 5, 44 und 7, 1 ff., sogenannte „noble Passionen“ trotz 5, 27 ff., heidnischen Kastengeist trotz 5, 46 ff., Profitwut, Bereicherung auf Kosten anderer, besonders der Unbemittelten, sei es

durch offene Gewalt, sei es „unter dem Schein des Rechtes“, Pochen auf das Recht des Besitzes, der uns doch nur zur Verwaltung von Gott übergeben ist trotz 6, 19 ff., u. s. w. u. s. w. —, wer alles dies trotz der klaren und unmißverständlichen Worte Jesu mit seinem „Christentum“ vereinbar findet, der ist auf dem breiten, nicht auf dem von Jesus allein als recht bezeichneten engen Wege.

2. Die Warnung vor den falschen Propheten. 7, 15 – 23.

Propheten sind Männer, die in Gottes Auftrage und von Gott begeistert reden, falsche Propheten demnach solche, die nur vorgeben, einen solchen Auftrag empfangen zu haben und sich des besonderen Beistandes Gottes zu erfreuen. Der letzteren Absehen ist nicht darauf gerichtet, Gottes Willen zu verkündigen und dafür Schmach und Verfolgung auf sich zu nehmen (Elias, Jeremias), sondern den Leuten „nach dem Maule“ zu reden, zu sagen, wonach den Hörern „die Ohren jucken“ und mit dem „Herrn Omnes“ auf gutem Fusse zu stehen. Sie weisen natürlich auf den breiten, bequemen Weg, der den Leuten, die gern fromm scheinen, aber sofort versagen, wenn es Ernst machen gilt, außerordentlich zusagt. Hierher gehören alle die Leute, die „christlich, gläubig“ u. s. w. zu sein behaupten, auch in die Kirche gehen, es für eine Todsünde halten würden, eine der üblich gewordenen christlichen Sitten und Gewohnheiten zu unterlassen, den Verkehr mit Leuten von anderer Überzeugung ängstlich meiden, um nicht als „unkorrekt“ angesehen zu werden, in denen aber Jesus nicht „Gestalt gewinnt“, sondern bei denen er nur die Rolle eines Hausgötzen spielt, den man, wenn Besuch, vielleicht gar hoher Besuch kommt, ins Hinterstübchen verweist. Und zu den falschen Propheten sind alle jene zu zählen, die das konventionelle, staatlich privilegierte Christentum solcher Leute für das Christentum Christi ausgeben und diese Art von Christen als Musterchristen ehrlichen Zweiflern und heiß um ihre Ruhe Ringenden vorstellen.

Diese falschen Propheten kennen zu lernen, ist für jeden ernstesten Christen eine sehr wichtige Angelegenheit, denn Irrtum auf diesem Gebiete birgt die höchsten Gefahren in sich. Darum lehrt uns Jesus:

a) Woran wir nicht zu erkennen vermögen, ob einer

ein wahrer oder falscher Prophet sei: Weder am Bekenntnis des Mundes, noch an spezifisch kirchlichen Leistungen. Nicht am Bekenntnis des Mundes, nicht an Korrektheit der Lehre, nicht an frommthuenden Redensarten und salbungsvollen Phrasen, der sogenannten „Sprache Kanaans“, am allerwenigsten daran, daß sie sich gleich dem Pharisäer im Gleichnis (Luk. 18, 9 ff.) hinstellen, sich als die „Gläubigen, Bekehrten, Wiedergeborenen, allein wahren Christen“ ausschreien und Gott danken, daß sie nicht sind wie die, die sie mit allen nur denkbaren Schimpf- und Lästernamen belegen zu dürfen meinen. Auch nicht an den großen kirchlichen Leistungen. Dem Christen ziemt es am allerwenigsten, ein Anbeter des Erfolges zu sein, ihm, dessen Religion aus der Stille und dem Winkel hervorgegangen, gestiftet ist von einem armen Zimmermann aus dem verachteten Judenvolke, dessen nur zwei Jahre währende Thätigkeit den Zeitgenossen so unbedeutend erschien, daß sie kein Wort darum verlieren, daß die zeitgenössischen Schriftsteller, die doch Johannes den Täufer und die von ihm verursachte Bewegung besprechen, Jesum gar nicht einmal erwähnen, wahrscheinlich, weil sie ihn nicht kennen. Sein ganzes Leben ging scheinbar spurlos und wirkungslos vorüber; man glaubte den galiläischen Dilettanten kurz und bündig und gründlich abgethan zu haben, und doch sank vor seinen schlichten Worten, die er nicht einmal geschrieben hinterlassen hatte, das Weltreich der Römer in den Staub, und doch begann mit ihm eine neue Entwicklungsepoche für die Menschheit, in der wir heute, nach fast 2000 Jahren, noch mitten inne stehen. Der augenblickliche Erfolg beweist nichts, weder für Gregor VII. noch für Luther, weder für Ignaz von Loyola noch für August Hermann Franke. Auch sind in unserer Umgebung echte Christen und wahre Propheten keineswegs immer die, die Kirchen bauen, die äußere und innere Mission mit reichen Mitteln fördern, Vorträge halten, bei keiner Kollekte fehlen u. s. w., sicher sind sie es noch nicht darum, weil sie dies alles thun. Denn es giebt nur ein einziges sicheres Kennzeichen:

b) Daß einer den Willen Gottes thue. Den thut man aber nicht nach der Weise des Pietismus oder Methodismus, indem man christliche Grimassen macht, allerlei christlich

sein sollende Manieren annimmt, die heute bewundert und nach einem Menschenalter vergessen und mit Recht von frommen Leuten belächelt werden, sondern daß man ein christlicher Charakter wird. Denn das besagt das Gleichnis von dem Baum und seinen Früchten. Gottes Willen zu thun, in seinem vollen Umfange, seiner ganzen Tiefe, muß uns zur zweiten Natur geworden sein, muß so selbstverständlich aus unserer Gesinnung fließen, wie es natürlich und selbstverständlich ist, daß der gesunde Baum auch gute Früchte trägt. Der kann nicht sagen, daß er gehen, geschweige denn, daß er tanzen und springen könne, der vor jedem Schritte erst berechnen müßte, wie und wohin er den Schwerpunkt seines Körpers zu verlegen und wie er die zahlreichen Bewegungen seiner Glieder zu bemessen habe, um den Schwerpunkt auch festzuhalten. Ein Krüppel, der auf zwei Krücken einherkriecht, wäre einem solchen weit überlegen.

3. Nur der von Jesus gewiesene Weg führt zum Heil. 7, 24–27.

Dies aber, daß das ganze Herz, das ganze Dasein christlich ist, in Gottes Dienste steht, daß keine doppelte Rechnung geführt wird, eine für das Behagen und Fortkommen auf der Erde und eine andere für Sicherung des Platzes im Jenseits, daß nicht ängstlich erwogen wird, ob die einzelne That, das Verhalten im einzelnen Falle gut oder böse, Gottes Willen gemäß oder entgegen sei, daß nicht Mücken geseht und Kamele verschluckt, nicht sogenannte fromme Werke auf Kosten der Erfüllung der Gebote Gottes (Mark. 7, 9 ff.) gethan werden, daß vielmehr die That aus der Gesinnung fließt wie die Frucht am Baume erwächst, daß sie darum auch gethan wird ohne die Erwägung, ob sie Anerkennung oder Schmähung findet, ob sie zu Lust oder Leid, zu Glück oder Trübsal führt, daß nichts hindert, Gott als Vater zu lieben und den Nächsten, er sei wer und wie er wolle, als uns selbst, das ist es, was die Rechtbeschaffenheit Christi von der Rechtbeschaffenheit der Pharisäer unterscheidet. Bei der ungeheuren Popularität aber, deren sich diese Partei im Volke erfreute, diese Partei, die ihm das wieder aufgerichtete glanzvolle Reich Davids mit allem Glück und Wohlstand ohne die lästige Gesinnungsänderung, *μετάνοια*,

in Aussicht stellte, mußte Jesus mit der Versicherung schließen, daß er von der Wahrheit der von ihm gelehrtten Rechtbeschaffenheit, wie vom Irrtum der pharisäischen Weisheit felsenfest überzeugt sei. Darum schließt er mit dem Gleichnis vom Hause, das auf den Felsen gegründet und dem, das auf Sand gebaut ist.

Daß diese Versicherung, die ohne den Schatten eines Zweifels mit unbedingter Sicherheit von ihm hingestellt ward, einen ungeheuren Eindruck auf die Volksmassen machen mußte, so daß sie sich bald gewöhnten, von ihm die Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen zu erwarten, ist ebenso selbstverständlich wie dies, daß seit dieser seiner Bergrede in der Pharisäerpartei jener tödliche Haß keimte, der ihm den Tod am Kreuz bringen sollte.

Schriftstellen.

	Seite		Seite
Gen. 2, 15	60	Hes. 1	53
„ 3, 17—19	63	„ 10	53
„ 3, 24	53	Dan. 9, 3	59
„ 4, 7	57	Mal. 1, 6	51f.
Exod. 20, 13	35	„ 2, 10	51
„ 20, 14	36	„ 4, 5	16
„ 21, 24. 25	41	Matth. 3, 7 ff.	9
„ 32, 9—14	50	„ 3, 14	8
Lev. 16, 29	58	„ 3, 15	39
„ 19, 12	38	„ 4, 1—4	9
„ 19, 17—18	41	„ 4, 2	59
„ 19, 18. 34	45	„ 5, 17	13
Num. 23, 19	68	„ 5, 45	50
Deut. 16, 18	35	„ 6, 10	40
„ 23, 22—24	38	„ 11, 10	16
„ 24, 1	37	„ 11, 12	70
„ 28, 15—68	15	„ 12, 5. 9—14	33
„ 32, 6	51	„ 12, 28	53
2 Sam. 1, 12	59	„ 13, 31. 32	30
„ 7, 14	51f.	„ 13, 33	30
„ 28	58	„ 15, 11	34
2 Kön. 23, 10	35	„ 15, 11. 17—20.	54
Hiob 38, 28	52	„ 17, 20	68
Ps. 14, 1	35	„ 17, 21	59
„ 19, 13	12	„ 18, 23 ff.	58
„ 68, 6	51f.	„ 19, 8	37
„ 89, 27	51f.	„ 19, 23 ff.	58. 61
„ 103, 13	51f.	„ 20, 1—16	28
Jes. 1	15	„ 25, 14—30	60
„ 2, 2	17	„ 25, 33	60
„ 11, 6 ff.	17	„ 26, 63—64	39
„ 63, 16	51f.	„ 26, 64	40
Jer. 3, 4. 19	51f.	Mark. 28, 19	33
„ 31, 31 ff.	15	„ 1, 15	40. 53
„ 31, 31—34	12	„ 2, 23—28	33

	Seite		Seite
Mark. 3, 1—6	9	Röm. 8, 17	52
„ 6, 2. 3	8	„ 8, 29	27. 52
„ 6, 17 ff.	9	„ 8, 29 ff.	69
„ 7, 9 ff.	74	„ 14, 1 ff.	45
„ 10, 29. 30	60	1 Kor. 7, 12	40
„ 12, 26	20	„ 10, 12	65
Luk. 2, 41 ff.	8	„ 10, 13	56
„ 2, 44	13	„ 13, 12	53
„ 3, 23	13	„ 15, 27. 28	39
„ 6, 17—49	10	2 Kor. 5, 19. 20	15
„ 7, 36—50	58	„ 5, 20	27
„ 10, 25 ff.	43	„ 9, 8—11	60
„ 10, 29. 36	70	Gal. 1, 20	39 f.
„ 13, 10. 17	33	„ 2, 11 ff.	40
„ 16, 19—31	60	„ 4, 3 ff.	53
„ 18, 9 ff.	73	„ 4, 4—7	52
„ 24, 27	20	„ 4, 5	52
Joh. 1	61	„ 4, 6	52
„ 1, 29—52	9	„ 5, 18 ff.	33
„ 1, 31	8	„ 6, 1	64
„ 1, 51	22	Kol. 2, 9	20
„ 2, 1 ff.	8. 69	„ 2, 18	54
„ 2, 13—22	9	2 Thess. 3, 10	62
„ 3, 22 ff.	9	1 Tim. 5, 8	62
„ 6	17	„ 6, 5	63
„ 7, 17	31. 58	„ 6, 17—19	60
„ 15, 13	17	2 Tim. 3, 16. 17	20
„ 16, 23. 24	67	1 Joh. 3, 17	60
„ 18, 19—24	43	Hebr. 2, 16 f.	20
Apg. 8, 20	13	„ 6, 13—17	39
„ 10, 34. 35	52	„ 6, 16	39 f.
Röm. 1, 16	65	„ 7, 26 f.	33
„ 5, 10	15	„ 8, 11 f.	33
„ 8, 14. 17. 29	52	Jak. 1, 13	55
„ 8, 15	52	„ 2, 14—26	47




~~~~~  
Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.  
~~~~~


Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha.**

Neutestamentliche Schriften, griechisch,

mit kurzer Erklärung

von

Siegfried Goebel,

Konsistorialrat in Münster i. W.

Erste Folge,

enthaltend die älteren Briefe des Paulus.

(Thessalonicherbriefe; Galaterbrief; Korintherbriefe;
Römerbrief.)

Preis: *ℳ* 7.

Zweite Folge,

enthaltend die Briefe des Petrus und des Johannes.

Preis: *ℳ* 3.20.

Neutestamentliches Wörterbuch.

Ein kurzgefaßtes Nachschlagebuch.

Von

Berthold Kuhne.

Preis: *ℳ* 1.

Verlag von **Friedrich Andreas Perthes** in **Gotha**.

Neutestamentliche Schriften

im Zusammenhang erläutert
für höhere Schulen.

Erstes Heft:
Der Galaterbrief.
Anhang: Leben des Paulus.

Von
Dr. Paul Schultze,
Oberlehrer am Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.

Preis: *ℳ* —. 40.

Zweites Heft:
Das Evangelium des Markus.

Von
Dr. Martin Sorof,
Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium zu Berlin.

Preis: *ℳ* —. 80.

Der evangelische Religionsunterricht
an höheren Lehranstalten.

Von
Lic. Dr. Höhne,
Pastor in Zscheila, früher Professor an der Fürstenschule Meissen.

Preis: *ℳ* 4. 80.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Lehrbücher der Geschichte

von

Prof. Dr. **P. Wessel.**

Lehrbuch der Geschichte **für die mittleren Klassen** höherer Lehranstalten.

1. Teil: **Deutsche Geschichte bis zum westfälischen Frieden.** Anhang: Ausgeführte Zeittafeln.

N —. 80.

2. Teil: **Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Tode Kaiser Wilhelms I.**

Anhang: Ausgeführte Zeittafeln. *N* 1. —.

Lehrbuch der Geschichte **für die Ober-Sekunda** höherer Lehranstalten.

Das Altertum. Anhang: Ausgeführte Zeittafeln.

N 1. 40.

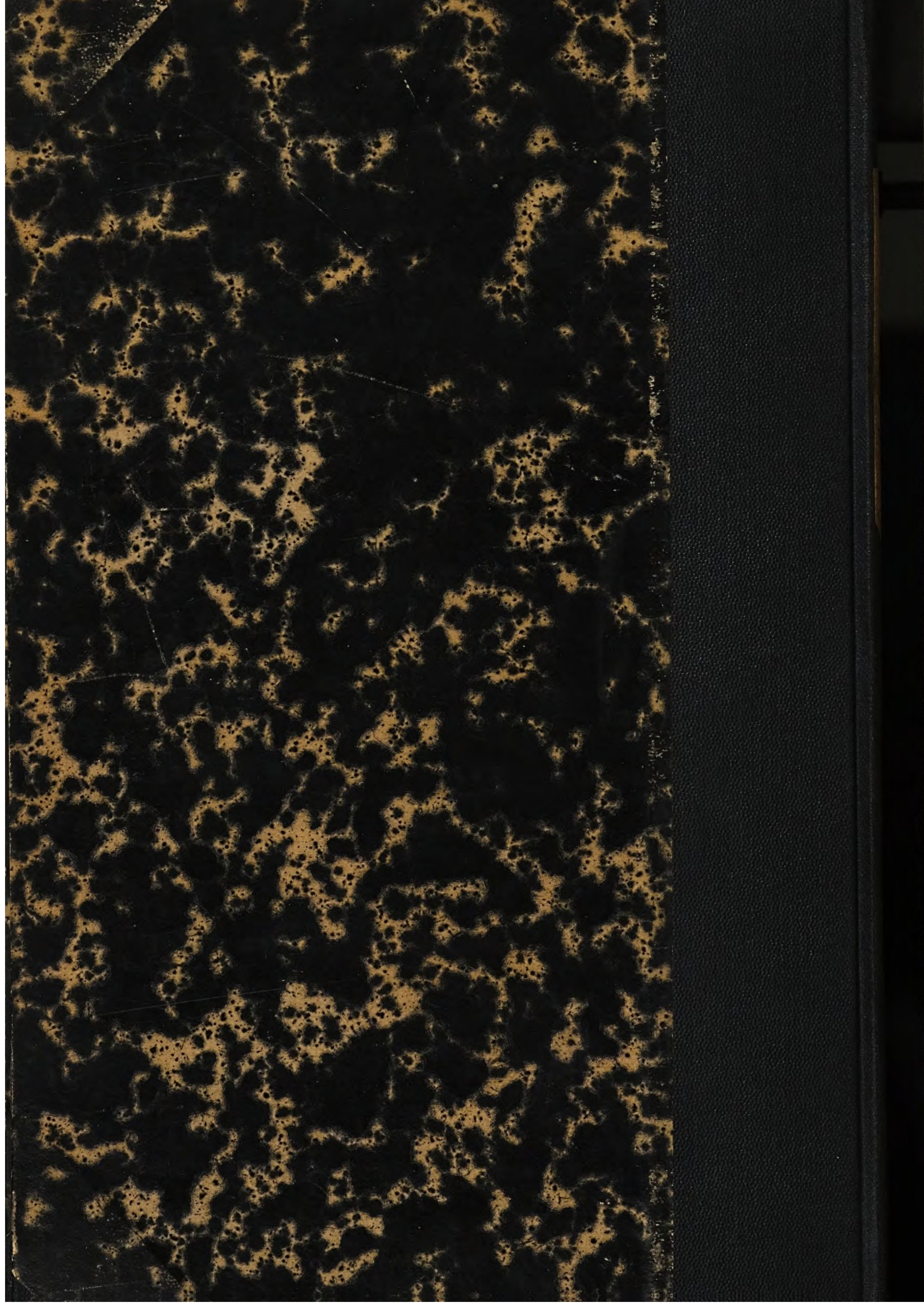
Lehrbuch der Geschichte **für die Prima** höherer Lehranstalten.

1. Teil: **Das Mittelalter.** Anhang: Ausgeführte Zeittafeln. 2. Aufl.

N 2. —.

2. Teil: **Die Neuzeit.**

N 2. 40.



Henke, Oskar

Die Bergrede Jesu für Schülerhöherer Lehranstalten

Gotha 1895

Exeg. 471 sk

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11604421-9